

Theologischer Bericht des Präses

Im Wirbel der Veränderung gemeinsam die Zukunft gestalten

Beobachtungen und Perspektiven
zur Situation
in Gemeinschaftsbewegung, Kirche und Gesellschaft

Mitgliederversammlung
des
Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes
vom 13. - 16. Februar 2005
in Bünsdorf / Wittensee

Dr. Christoph Morgner, Kassel

Inhaltsverzeichnis

0. Vorbemerkungen	4
1. Christliche Gemeinde zwischen Tradition und Fortschritt	5
1.1. Die Tradition	6
1.1.1. Segen	7
1.1.2. Gefahren	8
1.2. Der Fortschritt	9
1.2.1. Segen	9
1.2.2. Gefahren	11
1.3. Kurzes Fazit	11
1.4. Das unerlässliche Zusammenspiel	12
1.4.1. „Bleiben“ in Traditionen	12
1.4.2. „Verändern“ zu Neuem	13
 Exkurs: „Neuer Wein“ kontra „alte Schläuche“?	 14
1.5. Konsequenzen	15
1.5.1. Kompromisse pflegen	16
1.5.2. Einseitigkeiten mindern	16
1.6. Gemeinde als Baustelle	17
 2. Anmerkungen zu einer Theologie der Generationen	 18
2.1. Kinder	19
2.1.1. Altes Testament	19
2.1.2. Neues Testament	21
2.2. Jugend / mittlere Generation	22
2.2.1. Altes Testament	22
2.2.2. Neues Testament	23
2.3. Alter	24
2.3.1. Altes Testament	24
2.3.2. Neues Testament	25
2.4. Biblisch-theologische Markierungen	25
2.4.1. Neue personelle Zusammenhänge	26
2.4.2. Nüchterne Sicht	26
2.4.3. Respektvoller Umgang	27
2.4.4. Wechselseitige Ergänzung	27
2.4.4.1. Ältere Generation	28
2.4.4.2. Mittlere Generation	28
2.4.4.3. Kinder	29
2.4.5. Verbunden „in Christus“	29
2.4.6. Eschatologisch ausgerichtet	29
 2.5. Praktische Konsequenzen	 30
2.5.1. Erlebnissräume bilden	32
2.5.1.1. Orte des Feierns	33
2.5.1.2. Orte des Erzählens	33
2.5.1.3. Orte der Zeugenschaft	34
2.5.1.4. Fazit	34
2.5.2. Gemeinsam lernen	35
2.5.3. Gemeinsam auswendig lernen	36
2.5.4. Gremien verzahnen	38

	3
2.5.5. Kinder bzw. Jugend-Sonntag gestalten	38
2.5.6. Jugendsdominanz vermeiden	39
2.5.7. Räumliche Variabilität ermöglichen	39
2.5.8. Sprache überdenken	39
2.5.9. Ethische Herausforderung annehmen	40
A n h a n g	42
3. Gemeinschaftsgemeinden	42
3.1. Was streben wir an?	43
3.2. Was streben wir nicht an?	43
3.3. Was hat sich bewährt?	44
3.4. Was sollte verbessert werden?	44
4. Überlegungen zur Taufe	46
4.1. Theologische Fixpunkte	46
4.2. Vorhandene Stolpersteine	47
4.3. Grundsätzliche Gesichtspunkte	48
4.4. Denkbare Handlungsschritte	49
5. Abschluss	52
Literaturverzeichnis	53

0. Vorbemerkungen

Fegt der Wind des Wandels durchs Land, kann man sich unterschiedlich verhalten: Die einen ärgern sich und bauen Windschutzhecken oder gar – mauern, um sich vor der kühlen Brise zu schützen. Bei anderen kommt Freude auf, und sie bauen Windmühlen, um sich die Kraft des Windes nutzbar zu machen, wobei dahingestellt bleibt, ob man damit Strom erzeugt oder leeres Stroh drischt.

In unserem Land wirbelt der Wandel. Dabei bleibt kein Feld ungeschoren: ob es die Arztpraxis ist, das landwirtschaftliche Anwesen, die Produktion im Betrieb, der Alltag im Büro, der Verlauf eines Studiums. Jeder Bürger bekommt das zu spüren. Und zwar vor allem in seiner schmerzhaften Ausprägung: Urlaubs- und Weihnachtsgeld werden gestrichen, Gehälter gekürzt, Arbeitszeiten verlängert, Renten gemindert und Gesundheitskosten erhöht.

Leider wird von den Verantwortlichen nicht hinlänglich klar gemacht, in welche Richtung sich der Wandel vollziehen soll und was bei den eingeleiteten Prozessen als handlungsleitende Vision vor Augen steht. Die entsprechenden Gremien haben offensichtlich nicht nur ein Vermittlungsdefizit, sondern vor allem ein Motivationsproblem, ja tiefer noch betrachtet: ein Sinnproblem. Nach den dominierenden Aufgaben der vergangenen Jahrzehnte (Westintegration der alten Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Annäherung zwischen Ost und West in den siebziger Jahren, Vollzug der Wende in den neunziger Jahren) sind die großen politischen Ziele abhanden gekommen. Welches Gesellschaftsbild steht den politisch Verantwortlichen vor Augen? Woraufhin werden Reformprozesse eingeleitet? Das kann gegenwärtig nicht einsichtig vermittelt werden. Schlicht gesagt: Es fehlt die Vision für die Zukunft. Würde sie vor Augen stehen und gewinnend vermittelt werden, wäre ein günstiger Boden für die Akzeptanz unabdingbarer Veränderungsprozesse bereitet.

Der Wirbel des Wandels pustet auch durch die religiöse Landschaft. Er lässt auch unsere Gemeinschaftsarbeit nicht ungeschoren, sowohl in der vor Ort als auch in den Verbänden und diakonischen Einrichtungen, in den theologischen Ausbildungsstätten und Missionen, in den Jugendarbeiten und nicht zuletzt im Gesamtverband. Kein Sektor zwischen Kindes- und Greisenalter bleibt dabei ausgespart. Zwar erleben wir – dem HERRN sei's gedankt – aufs Ganze gesehen keine gravierenden zahlenmäßigen Abbrüche, wohl aber zeigt sich, dass künftig Veränderungen unvermeidlich sind, will die Gemeinschaftsbewegung ihren Essentials „Gemeinschaftspflege und Evangelisation“ weiterhin effektiv nachkommen. Darüber haben wir in der Mitgliederversammlung rechtzeitig nachzudenken, wenn wir nicht vom Leben gestraft werden wollen.

Die Zukunft will gemeinsam gestaltet werden. Das klingt banal, muss aber vor dem Hintergrund der lauenden Gefahr deutlich unterstrichen werden, dass sich Generationen angesichts der demographischen Problemlage mehr und mehr zu Interessengruppen entwickeln, sich demgemäß verhalten und - nach jetziger Lage der Dinge – immer weiter auseinanderdriften, um am Ende zu Konkurrenten, ja Gegnern zu werden.

Es gehört nach christlicher Überzeugung zur menschlichen Verantwortung, dass jede Generation das Ihre dazu beiträgt, auch zukünftig ein gedeihliches

und verlässlich planbares Leben für Junge und für Alte und ausgewogene wirtschaftliche Perspektiven für alle zu ermöglichen. Es kann nicht lediglich die Aufgabe der nachrückenden Generation sein, die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft zu besorgen, die ja primär die eigene Zukunft ist, während die alte Generation das Heute genießt und ihre Besitzstände möglichst ungeschmälert zu bewahren sucht. Das führt zu Verdruss und nährt das Misstrauen zwischen den Generationen.

Hier hat sich zu erweisen, ob sich die christliche Gemeinde heute als ein perspektivreicher „Vortrupp des Lebens“ (Helmut Gollwitzer) versteht oder ob sich in ihren Reihen lediglich das abspielt, was sich gesellschaftlich an Verteilungskämpfen zwischen den Generationen zuträgt bzw. in verschärfter Form noch zutragen wird. Was man seit jeher als Generationenkonflikt versteht und was nach wie vor in Spannungen hält¹, bekommt durch die demographische Entwicklung eine zusätzlichen Schub. Es gewinnt eine neue, geradezu bedrohliche Dimension, deren mögliches Ausmaß wir erst zu ahnen beginnen.

Insofern stellt die Frage, wie in unserem Raum die Generationen miteinander umgehen, nicht nur ein Binnenproblem dar, sondern sie berührt die Relevanz der Gemeinschaftsbewegung für die weitere gesellschaftliche Entwicklung.

Fest steht: Nur was sich im Wirbel des Wandels verändert, wird bestehen bleiben. Deshalb werden im Folgenden vier Felder herausgegriffen, auf denen sich unter uns Wandlungsprozesse ereignen. An uns als Verantwortliche ist es, den Wind des Wandels so zu lenken, dass damit unsere „Mühlen“ kräftig bewegt werden, so dass wir in die Lage kommen, Menschen zum Christwerden und Christbleiben zu ermutigen.

1. Christliche Gemeinde zwischen Tradition und Fortschritt

Damit rühren wir ein heißes Eisen an. In diesem Thema liegt Zündstoff für alle Generationen. Das erleben wir vielerorts in dramatischer Ausprägung: in der Gestaltung von Gottesdiensten bzw. Gemeinschaftsstunden, in der Konzeption größerer Tagungen und Konferenzen, in der Liedkultur, in der praxis pietatis und wo auch immer. Fronten stehen sich mancherorts hart gegenüber. Dabei droht das geistliche Anliegen, für das alle Beteiligten stehen, Schaden zu nehmen. Umso wichtiger ist es, dass wir als Verantwortliche über die Zusammenhänge grundsätzlich nachdenken.

Mehr denn je wird heutzutage Tradition gering geachtet. Das war nicht immer so. Beispielhaft hierfür sei der Milchmann Tevje aus dem Musical „Anatevka“ genannt. Er lebt in einem jüdischen Dorf. Eines seiner bekanntesten Lieder lautet: „Tradition“. Für Tevje ist klar: Die Tradition ist heilig. Was man von den Vätern und Müttern übernommen hat, verpflichtet alle bis zum heutigen Tag

¹ „Der Generationenkonflikt ist so alt wie die Menschheit selbst. Es gab ihn schon immer. Er gehört wesensmäßig zum Menschsein. Die Kinder wachsen in anderen Zeitverhältnissen auf als ihre Eltern. Sie werden von klein auf anders geprägt als die vorhergehende Generation. Das schafft Unterschiede und vielfach Spannungen“ (Heimbucher, Kurt / Schaudé, Otto, Alt und jung – wir gehören zusammen!, Dillenburg 1981, S. 3). Einige Aspekte der verschärften Problemlage heute nennt Hartmut Stropal: Jung und alt, in: Auftrag und Weg, S. 9.

und darüber hinaus. Das wird nicht hinterfragt, sondern praktiziert, einfach deshalb, weil es Tradition ist. An ihr wird nicht gerüttelt. Tradition – damit basta.

Solche Haltung mutet vorgestrig an. Denn bei vielen Christen stehen Traditionen nicht hoch im Kurs. Überkommenes wird eher als Auslaufmodell bewertet. Es zählt das Aktuelle und Frische. Das hat den Reiz des Unverbrauchten. Darauf fährt man ab. Die Gläubigkeit an das Neue ist mancherorts hoch ausgeprägt.

Fakt ist: Wir können heute nichts mehr mit der Tradition begründen, sondern wir müssen die Tradition selber begründen und ihren Sinn darlegen. Und zugleich gilt es zu erläutern, warum wir einzelne Traditionen verlassen, um neue Wege zu beschreiten. Die Zeit der Selbstverständlichkeiten ist unwiederbringlich vorüber.

Uns als Verantwortlichen ist die hohe Kunst aufgetragen, Tradition und Fortschritt, Bewegen und Bewahren jeweils angemessen und zugleich zu ihrem Recht kommen zu lassen, und das quer durch alle Altersstufen hindurch. Wer das Pflegen der Tradition den Älteren, der nachrückenden Generation jedoch das Erneuern überlässt, tut beiden Generationen nichts Gutes. Alle in der christlichen Gemeinde sind dringend darauf angewiesen, Tradition und Fortschritt, Bewahren und Bewegen gleichermaßen auf ihre Fahnen zu schreiben.

1.1. Die Tradition

„Gott hat geredet“. So markiert christliche Theologie das Axiom² für unseren Glauben. Mit dem offenbarenden Reden Gottes sind automatisch Traditionen gesetzt. Gott hat seine Spuren bei einzelnen Menschen und in Jesus Christus seinen Fußabdruck auf unserer Erde hinterlassen. Sein Wort in der Heiligen Schrift bezeugt, was er für uns getan hat und noch tun wird. Indem wir glauben, partizipieren wir an diesem breiten Strom der Tradition und tauchen gewissermaßen darin ein: die Heilstaten Gottes, bezeugt in der Heiligen Schrift, die Bekenntnisse der Christenheit, die theologischen Grundlegungen durch die Reformatoren, die Kultur des Liedgutes usw. Was „tradiert“³ ist, gibt unserem Glauben Wurzeln. Traditionen nähren ihn und verleihen ihm Stabilität.

Zur Tradition gehört nicht nur das inhaltliche Glaubensgut, sondern auch die Form, in der es bewahrt, gepflegt und durch die Jahrhunderte transportiert worden ist. Beide - Glaubensgut und Form - lassen sich nicht voneinander ablösen, sondern bedingen sich wechselseitig. Die inhaltliche Tradition bedarf einer ihr gemäßen und der Zeit entsprechenden Form, damit sie vermittelt und überliefert werden kann. So gehören zur christlichen Tradition auch die wissenschaftliche und erbauliche Lektüre der Bibel, die Kultur der Predigten, die Abläufe von gottesdienstlichen Handlungen, die Anliegen und Strukturen der Diakonie etc. Es gibt keinen christlichen Glauben ohne Tradition.

² Darunter versteht man einen nicht mehr hinterfragbaren Grundsatz, auf dem alles Weitere aufbaut.

³ Vom lateinischen „tradere“: übergeben, anvertrauen, überliefern

Wir befinden uns immer auf den Schultern derer, die vor uns an den dreieinigen Gott geglaubt und ihm gedient haben.

Es ist wichtig, sich das immer wieder bis in den persönlichen Bereich hinein bewusst zu machen und innezuhalten: „Wovon bin ich geprägt? Aus welchen Traditionen stamme ich? Wie wirkt sich das heute bei mir aus?“

1.1.1. Segen

Die Tradition bietet unserem Christsein Beheimatung und verlässlichen Halt. Sie überliefert die anvertrauten Inhalte. Wie der Stab einer Staffel werden bereits im AT geistliche Traditionen von Generation zu Generation weitergegeben (5Mo 6,20ff). Im NT werden die Jünger von Jesus aufgefordert, die Menschen zu lehren, „was ich euch befohlen habe“ (Mt 28,20). Der Apostel Paulus greift in 1Kor 15,1ff auf Traditionen zurück, denen er seine Botschaft verdankt. Keiner seiner Leser soll meinen, Paulus verkündige ein Privat-evangelium. Der Rückgriff auf die Tradition ist für seine Verkündigung konstitutiv.

Wo das Wort Gottes Gehör findet und auf Glauben stößt, bilden sich automatisch Traditionen aus, in denen die Glaubenden mit der Glaubensgeschichte verknüpft werden. Die Tradition sorgt somit für geistliche Linienführungen. Es entsteht eine nachprüfbar, verlässliche inhaltliche Kontinuität, z.B. durch formulierte Glaubensbekenntnisse, die wir bereits im NT vorfinden, dann auch später in der Christenheit. Die christliche Botschaft kennt keinen inhaltlichen Zick-Zack-Kurs, sondern sie ist von überprüfbarer Stetigkeit. Dafür steckt die Tradition die entsprechenden Bahnen ab. Dann und wann geraten diese aus dem Lot und müssen neu justiert werden. So hat es sich beispielsweise in der Reformationszeit durch das Proklamieren der Exklusivpartikel⁴ zugetragen.

Dann erfüllt Tradition ihren Zweck, wenn sie das christliche Erbe unverkürzt erhält und so transportiert, dass die Jesusbotschaft heute substantiell unverändert ankommen, ansprechen und überzeugen kann. Helmut Thielicke schreibt zu diesem Prozess: „Statt zu einer passiven Entgegennahme muss es zu einer eigenständigen Aneignung kommen. Die Soziologen sprechen hier von der Aufgabe einer ‚Internalisierung‘, einer bewussten oder unbewussten Übernahme in das eigene Innere“⁵.

Obendrein erleichtert die Tradition den christlichen Alltag. Weil wir auf biblische Maßstäbe verwiesen werden, müssen wir uns nicht auf Schritt und Tritt neu entscheiden, wie wir uns zu verhalten haben. Bestimmte Richtwerte stehen für uns fest, z.B. in den Zehn Geboten und in der Bergpredigt Jesu.

Auch in der praktizierten Frömmigkeit müssen wir das Rad nicht neu erfinden, sondern können auf bewährte Traditionen zurückgreifen: Beten, Bibellesen, Spenden, Mitarbeiten. Wir lernen dabei von den Christen, die länger als wir im Glauben stehen. Deren Traditionen helfen uns, in unserer Frömmigkeit eigenen Tritt zu fassen. Wir gehen mit ihrer Praxis in einem guten Sinn „kri-

⁴ Solus Christus: allein Jesus Christus; sola scriptura: allein die Schrift; sola gratia: allein aus Gnaden; sola fide: allein durch den Glauben

⁵ Helmut Thielicke, Mensch sein – Mensch werden, München 1976, S. 264

tisch“ um und übernehmen das Überlieferte mit den uns gemäßen Änderungen.

Nicht zuletzt liefert die Tradition Anknüpfungspunkte für die christliche Mission. So eignet sich das Kirchenjahr mit seinen Stationen Advent, Weihnachten, Ostern, Erntedank, Ewigkeitssonntag etc. sehr gut dafür, auf Außenstehende zuzugehen und sie zu einer christlichen Veranstaltung einzuladen. Die mit diesen Festen tradierten Bräuche, Lieder und Gedenkformen, dazu auch die Feier des Sonntags, dienen als vorzügliche Brücken für einladende Gemeindegemeinschaften.

1.1.2. Gefahren

Aber die Tradition hat auch ihre gefährliche Seite. Sie ist nicht automatisch in Bausch und Bogen positiv, wie man oft meint. In der Tradition steckt auch ein hohes Gefahrenpotential. Somit erweist sich Tradition als Segen und Hindernis zugleich. Es obliegt den Leitungsverantwortlichen auf allen Ebenen, hier sorgsam zu unterscheiden.

Tradition neigt zum Verkrusten. Die überlieferten Inhalte und Formen werden häufig steif und starr abgespult, ohne sie nach ihrem tiefen Sinn zu befragen. Das wirkt oft seelenlos, meilenweit entfernt vom aktuellen, lebendigen Menschen. Die Inhalte werden ohne Zeitbezug weitergegeben. Was früher frisch und aktuell, ja revolutionär wirkte, reißt heute nicht mehr vom Hocker⁶. Es wirkt hohl und nichtssagend.

Das ist verständlich: Traditionen nutzen sich unweigerlich ab, wenn sie nicht immer wieder in ihrer Brisanz erhellt werden. Profile schleifen sich automatisch ab. Dafür sorgt allein die Zeit. Deshalb müssen sie ständig neu „profilieren“ werden. Gewohntes steht in der Gefahr, gewöhnlich zu werden. Man begreift kaum noch seinen ursprünglichen, tiefen Sinn. Häufig sind tradierte Aussagen Bekenntnisse und Kampfansagen, deren Anliegen heute in neue gesellschaftliche Umstände hinein übersetzt werden muss⁷, will man ihnen gerecht werden.

Wo ausschließlich die Tradition den Takt vorgibt, degenerieren Gemeinden unweigerlich zu Museen. Alles – oft auch das Ambiente -- wirkt stehengeblieben, verstaubt, überholt und lebensfremd. Kommt man dazu, betritt man eine andere, gestrige Kultur. Tradition kann zu einem engen Korsett werden, das einschnürt und auf lange Sicht unbeweglich und unbedeutend macht.

Wo man sich ihr ungefiltert hingibt, verklärt man das Gestern. Das Eigentliche liegt in der Vergangenheit. Deshalb möchte man sie ins Heute hinüberretten. So wie es gestern war, war es richtig. Damit verbindet sich häufig die

⁶ So das neutestamentliche Bekenntnis „Herr (kyrios) ist Jesus“. Das hat Christen damals in alle religiösen und politischen Nessel gesetzt und ihnen Verfolgung eingebracht. Wenn heute gesagt wird „Herr Jesus“, dann klingt das eher mild und verniedlichend. Die Aufgabe der Verkündigung besteht darin, die Tradition heute so zum Klingen zu bringen, dass sie ähnlichen inhaltlichen Sprengstoff entbirgt, wie er dazumal enthalten war. Nur dann, und nicht im bloßen Wiederholen des Wortlauts, wird man dieser Tradition gerecht.

⁷ Siehe z.B. das „Ehr sei dem Vater und dem Sohn..“ (gloria patri) aus dem Introitus des evangelischen Gottesdienstes.

stille, aber irriige Hoffnung: „Würden wir es heute genauso praktizieren, stellte sich der gleiche Segen ein“.

Doch dabei handelt es sich um einen Trugschluss. Zeiten und Menschen haben sich verändert. Deshalb greift heute vieles vom Traditionellen nicht so wie früher: die vertraute Sprache der Lutherübersetzung von 1912, alte Lieder mit sprachlichen Eigentümlichkeiten, die herkömmlichen Formen von Evangelisationen und Gottesdiensten usw.

Leider werden in diesem Zusammenhang gern Formen und Inhalte in eins gesetzt und als etwas Untrennbares miteinander verwoben. Weil man Angst um die biblischen Inhalte hat, hält man an überkommenen Formen eisern fest. Sie werden als Garanten für Inhalte betrachtet.

Die Tradition hat darüber hinaus einen entscheidenden Nachteil: Sie kennt keine aktuellen Antworten. Wer sich ausschließlich der Tradition verschreibt, verliert das Leben in der Gegenwart aus den Augen. Die Tradition kennt verständlicherweise keine Antworten auf Fragen, die sich heute aufdrängen: Gentechnologie, PID⁸, Erlebnisorientierung, Pluralismus, BSE, Stammzellenforschung, Terrorismus etc.

Wer sich lediglich traditionsverhaftet bewegt, tut sich mit neuen Herausforderungen schwer. Aktuelle Probleme kommen in der Verkündigung nicht vor⁹. Zwar meint man, sich damit in biblischen Bahnen zu bewegen, geht jedoch am Anliegen der biblischen Botschaft vorbei: die klaren Grundinhalte auf ständig neue Gegebenheiten einzuspielen. Adolf Schlatter bringt es unmissverständlich auf den Punkt: „Eine Kirche, die nur lehren will, was immer gelehrt wurde, und nur tun will, was immer schon getan wurde, hat sich vom Neuen Testament gelöst“¹⁰.

Um den Gefahren der Tradition zu entgehen und neue, gute Tradition zu bilden, ist das Element des Fortschritts unerlässlich.

1.2. Der Fortschritt

Ist die Tradition vergangenheitsorientiert, so richtet sich der Fortschritt auf die Zukunft.

1.2.1. Segen

Die Bibel weiß: Jede Zeit bringt neue Herausforderungen. Gott verharrt nicht im Gestern und Heute, sondern er schreitet fort hin zu dem Ziel, das er seiner Gemeinde und der Welt gesteckt hat. Wir gehen diesen Weg mit. Er prägt unseren Glauben und unsere Lebensgestalt. Deshalb gehört zur Tradition stets auch die Erneuerung, das bewegliche Element.

⁸ Prä-Implantations-Diagnostik

⁹ So hat Jürgen Mette auf dem letzten Gnadauer Kongress in einem Seminar berichtet, dass ein Verkündiger am Sonntag unmittelbar nach dem 11. September 2001 mit keinem Wort auf das schreckliche Ereignis eingegangen sei.

¹⁰ Adolf Schlatter, Die Bibel verstehen, Aufsätze zur biblischen Hermeneutik, Gießen 2002, S. 111

So erleben wir es bereits im AT: Die Propheten stellen sich in ihrer Botschaft zielgenau auf die Menschen ein, die sie vor sich haben. Ihnen geben sie weiter, was im Namen Gottes hier und heute gesagt werden muss. Ihre Botschaft erweist sich deshalb als höchst aktuell und brisant.

Auch die Apostel der jungen christlichen Gemeinde stellen sich flexibel auf ihre Zeit und die Menschen ein. In ihrer Mission ist der Zeit- und Menschenbezug unverkennbar. Ähnlich halten es Missionare bis zum heutigen Tag. Auch die Anfänge der Gemeinschaftsbewegung sind ohne „moderne“, fortschrittliche Elemente nicht zu denken gewesen. Hätte man lediglich das weitergeschrieben, was im Schwange war, wäre es nicht zu der rasanten Entwicklung gekommen, die unsere Bewegung ausgezeichnet hat¹¹.

Das alles entspricht dem Wesen unseres christlichen Glaubens: Er ist etwas Lebendiges und stellt sich schmiegsam auf Neues ein. Glauben an Jesus Christus ist immer zeitgemäß. Nie kann er als unpassender Fremdkörper abgetan werden. Als Christen polieren wir keine Ladenhüter auf, sondern haben in jeder Zeit Wichtiges zu sagen.

Deshalb wird uns mehrfach im NT das Wachsen im Glauben, in der Erkenntnis und in der Liebe ans Herz gelegt (siehe u.a. 2Petr 3,18). Christsein soll nicht statisch verharren, sondern innerlich zunehmen und reifen, so dass wir „prüfen“ können, was Gott will. Christlicher Glaube fragt stets neu nach dem aktuellen Willen Gottes (so u.a. Phil 4, 8).

Zum andern fördert der Fortschritt die missionarische Beweglichkeit. Wer andere für den Glauben an Jesus Christus gewinnen will, muss beweglich vorgehen (siehe u.a. 1Kor 9,19ff) und sich schmiegsam auf andere Menschen einstellen. Starre, traditionsverhaftete Christen sind meist missionarisch schwach. Ihnen liegt das Hüten des Bestehenden mehr als das Aufbrechen zu neuen Ufern, hin zu den Menschen, die für Jesus und den Glauben gewonnen werden sollen.

Außerdem sorgt der Fortschritt für belebende Abwechslung. Das zunächst in der persönlichen Frömmigkeit, aber darüber hinaus auch in der Praxis unserer Gemeinschaften und ihrer Gruppen. Jedes Einerlei hat es an sich, dass es sich irgendwann abnutzt. Es langweilt auf Dauer. Deshalb ist immer wieder Neues und Überraschendes gefragt. Das belebt und macht neugierig. So kann Tradiertes neu lebendig und interessant werden. Außerdem werden wir damit unterschiedlichen Persönlichkeitstypen gerecht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“. Nicht jede Gestaltungsform spricht jeden an. Je variabler wir vorgehen, desto größer wird die Chance sein, alle Anwesenden zu erreichen und einzubinden.

¹¹ „Den Zeitabschnitt von 1888 - 1903 kann man mit Recht als die Blütezeit der jüngeren Gemeinschaftsbewegung bezeichnen. Eine derartige Vorwärtsbewegung hat es in der Geschichte des Gemeinschaftswesens bis heute nicht wieder gegeben“ (Dieter Lange, Eine Bewegung bricht sich Bahn, Gießen/Dillenburg 1979, S. 113). Menschen kamen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus. Sie wurden in „Privaterbauungs-Versammlungen“ (so eine Formulierung auf der ersten Gnadauer Konferenz) gesammelt, die sich künftig stärker bündeln und lokal organisieren sollten.

1.2.2. Gefahren

Aber auch beim Fortschritt lauern Gefahren. Wer lediglich die Erneuerung auf seine Fahnen schreibt, wird hinter allen möglichen Trends herhecheln, um ja nichts zu verpassen und auf jeden Fall auf dem laufenden zu sein. Die Neigung zu Hektik und Flüchtigkeit nimmt zu. Atemlos werden die Themen gewechselt, die als interessant gelten: mal Gemeinde, mal Umwelt, mal Bekehrung, mal Gaben, mal Frieden. Auch die Formen werden einer ständigen Veränderung unterworfen: mal so, mal so. Deshalb kann sich keine vertraute Atmosphäre bilden. Es fehlt die Nestwärme. Es entsteht kein Klima der Geborgenheit. Die Überraschung wird zum Prinzip, der Prediger zum Entertainer. Aber die Seelen der Menschen kommen nicht mit.

Wo nur das Heute zählt, überschätzt man die Gegenwart. Traditionelles wird gering geachtet. Was Gott gestern getan hat, gilt als etwas Überholtes. Es herrscht stillschweigend die unbescheidene Tonart: „Mit uns beginnt das Reich Gottes“. Gestriges kann vergessen und muss überwunden werden. Aber hier wird die Gegenwart zu Lasten der Vergangenheit überschätzt. Was neu ist, gilt automatisch als gut. Schnell und unkritisch fährt man auf alles ab, was angeboten wird und schnellen Erfolg verspricht. Dieser Machbarkeitswahn hat böse Folgen: Man wird unweigerlich anfällig für Trends aller Art. Hauptsache, sie versprechen Zulauf und Zuspruch.

Weil die Brücke zur Tradition abgebrochen worden ist, fällt die Vergangenheit als Regulativ und kritische Instanz aus. Man hat nur sich im Hier und Heute.

Hierbei wird die Kontinuität vernachlässigt. Damit verschwimmt unweigerlich die christliche Kontur. Die Botschaft wird unscharf, weil wechselhaft. Wofür steht man eigentlich? Wohin gehört man? In der Sprache unserer Väter gesprochen: Man biedert sich dem Zeitgeist an und gibt sich Stimmungen hin. Unter der Hand wird dann eine Gemeinde abhängig von Menschen und ihrer Tagesform. Man neigt zu Wechselbädern: heute so, morgen so¹². Doch sprunghaftes Verhalten und Gestalten irritieren. Sie wirken nicht nachhaltig.

Wo Traditionen fehlen, müssen diese ebenso zielstrebig wie behutsam aufgebaut, lieb gemacht und eingeübt werden. Im Bild gesprochen: Die Traditionen bilden das Gleis, auf dem der Zug des Glaubens rollen kann.

1.3. Kurzes Fazit:

Tradition und Fortschritt gehören zusammen wie die beiden Ruderblätter eines Bootes. Beide wollen gleichzeitig bewegt werden und so das Boot in Fahrt halten. Wird dagegen einseitig gerudert, dreht sich das Boot unweigerlich im Kreis. Dagegen ist keine Generation bzw. Altersstufe gefeit.

Werden Tradition und Fortschritt einseitig gepflegt, mindert damit die christliche Gemeinde ihre Relevanz:

- Einerseits wird die Botschaft als gestrig und museal empfunden. Sie regt weder auf noch an.

¹² Eine Frau sagte mir im Blick auf ihre Gemeinschaft mit einem leicht abschätzigen, bedauernden Unterton: „Bei uns geht es zu wie im Theater“.

- Andererseits wird vor lauter Abwechslung nicht klar, wofür man inhaltlich steht.

Beide Male verlieren wir Licht- und Salzkraft (Mit 5,13ff) und werden damit an den Menschen schuldig, denen wir das Evangelium auszurichten haben.

1.4. Das unerlässliche Zusammenspiel

Zum persönlichen Glauben und zum Leben der Gemeinde gehören das statische und das variable Element. Bei Beiden handelt es sich um eminente biblische Anliegen¹³. Beide sind glaubenswichtig. Die Kunst besteht darin, beides zu pflegen, sie in ein gutes Verhältnis zueinander zu setzen und um ihre gleichzeitige Berücksichtigung immer neu zu ringen.

Für dieses Zusammenspiel liefern uns die Anfänge der Christenheit ein bededtes Beispiel: Am Pfingstfest lodert die Flamme der Erweckung. Die Botschaft von Jesus geht den Hörern „durchs Herz“ (Apg 2,37). Hier werden in jeder Hinsicht neue Seiten aufgeschlagen. Gott schreitet mit seiner Gemeinde fort. Es geht hierbei überraschend und springlebendig zu. Nicht nur einzelne Menschen, sondern auch der Kreis der Jünger werden verändert. Es entsteht christliche Gemeinde. Fortschritt pur!

In den neuen Verhältnissen bilden sich umgehend Traditionen aus (Apg 2,42). Der geweckte Glaube bekommt dadurch einen Rahmen und wird zu einem festen Bestandteil der Lebensführung des einzelnen. Dem korrespondieren die gemeindlichen Angebote, die darüber hinaus dafür sorgen, dass das Neue mit dem Überkommenen aus dem AT verzahnt und somit in einen größeren Traditionsstrom eingebettet wird.

Der einzelne Christ, aber auch die Gemeinde als Ganze brauchen sowohl die Tradition als auch das Fortschreiten, um geistlich gesund und zukunftssträftig wirken zu können. Es zeugt von geistlicher Unreife, wenn beides gegeneinander ausgespielt wird, weil man das jeweilige Pendant gering achtet.

1.4.1. „Bleiben“ in Traditionen

Wir pflegen Traditionen nicht nur mit dem Blick nach innen, sondern auch nach außen, weil wir davon überzeugt sind, dass gute christliche Traditionen auch für unsere Zeitgenossen unentbehrlich sind. Deshalb praktizieren wir sie selber und legen sie anderen ans Herz. Ich nenne beispielhaft..

- .. die *Heiligung des Sonntags*. Das Befolgen dieses Gebotes ist nicht in unser Belieben gestellt. Deshalb betrachten wir mit Sorge, dass der Sonntag in unserer Gesellschaft mehr und mehr zum Arbeits- und Verkaufstag degradiert wird. Darauf ruht kein Segen! Wir sollten selbst mit bestem Beispiel vorangehen: Der Sonntag ist m.E. nicht dazu gedacht, dass an ihm auf unseren Arbeitertagen genauso gebüffelt wird wie die Woche über in der Schule oder an der Universität. Ebenso sollten Synoden und ähnliche Gremien den Sonntag nicht mit Tagesordnungspunkten überhäu-

¹³ Siehe z.B. die Texte, die zum „Bleiben“ ermuntern (u.a. Jäh 15; 2Tim 3,14), aber auch solche, die auf ein „Verändern“ (Röm 12,2) und ein Wachsen und Reifen abzielen.

fen, sondern ihn als „Tag des Herrn“ festlich begehen. Indem wir den Sonntag heiligen, wird der Sonntag uns heiligen.

- .. das *würdige Begehen christlicher Feste*. Wir haben uns mittlerweile daran gewöhnt, dass unser Staat in immer neuen Anläufen christliche Feiertage als Verfügungsmasse betrachtet, die in wirtschaftlich engen Zeiten zur Disposition gestellt werden. Sich darüber zu entrüsten ist zu wenig, Wir müssen uns über politische Begehrlichkeiten nicht wundern, wenn wir unsere eigenen Feiertage nicht entsprechend würdigen. Man schaue sich nur einmal die dürftigen christlichen Angebote in den Kirchlichen Nachrichten der Tageszeitungen zu den zweiten Feiertagen unserer großen Feste an!
- .. das *Vertreten bestimmter Werte*, z.B. der Nächstenliebe, was sich in Solidarität, Rücksicht, Barmherzigkeit, Ehrfurcht vor dem Leben und Respekt vor Andersdenkenden äußert. Je mehr in unserem Land die Schere zwischen allgemeiner Moral und christlichen Werten auseinander geht, desto mehr sollten wir darauf bedacht sein, unsere Überzeugungen offensiv zu vertreten und selber in dem Rahmen umzusetzen, der uns zur Verfügung steht. Mehr denn je zeigt sich, dass christliche Gemeinde zu einer Art „Kontrastgesellschaft“¹⁴ wird zu dem, was sich gesellschaftlich um uns herum zuträgt¹⁵.

Uns sind großartige, lebensdienliche Traditionen anvertraut, die darauf warten, offensiv und werbend vertreten zu werden. Hier gilt es für uns zu „bleiben“ und das, was geschenkt ist, festzuhalten und ebenso wertbewusst wie offensiv auf den Segen von Tradition zu verweisen. Wir hoffen darauf und beten dafür, dass das Kreise zieht und andere nachdenklich macht.

1.4.2. „Verändern“ zu Neuem

„Ändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes“ (Röm 12,2). Diese Veränderung von innen her greift nach außen über. Wo haben wir uns als Christen und als Gemeinde heute zu verändern? Was steht an? Einige Beispiele seien herausgegriffen:

- Wir können die Menschen neben uns nicht in unserem Sinn verändern, aber wir können verändert mit ihnen umgehen und hoffen und dafür beten, dass das bei ihnen Veränderungsprozesse auslöst. Wer etwas bei anderen verändern möchte, muss deshalb bei sich selbst beginnen¹⁶. Wie kann eine derartige Erneuerung bei uns eingeleitet werden?

¹⁴ Gerhard Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?*, Freiburg 1982, S. 142

¹⁵ „Juden und Christen sind auf Grund ihrer Bindung an die heilige Schrift zuallererst aufgefordert, in Zeiten moralischen Niedergangs Zeichen aufzurichten: Zeichen dafür, dass Gottes Gebote heilig und seine Ordnungen heilsam sind, dass man unter seinem Gebot im Segen leben und in seinen Ordnungen Heilung finden kann, Zeichen echter Humanität, die nur unter Gott zu wahren ist, ohne ihn aber verloren geht“ (Karl-Heinz Michel, *Die Wehen der Endzeit*, Gießen 2004², S. 39).

¹⁶ „Paulus erwartet von seinen Hörern nicht, daß sie dem „Christen Paulus ein Christ werden“, sondern er geht den umgekehrten Weg und wird „den Juden ein Jude“ etc. (1Kor 9,19ff). Paulus ändert sich. Daraus ergeben sich die Änderungen bei denen, die ihm am Herzen liegen“ (Christoph Morgner, *Jesus verkündigen - Glauben wecken - Menschen gewinnen*, Dillenburg 2000, S. 15).

- Spürt man unserer Redeweise, dem Ambiente unserer Räume, unseren Gestaltungsformen an, dass wir das Jahr 2005 schreiben? Michael Herbst macht uns darauf aufmerksam: „Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Lieder und Musikstile Menschen abstoßen. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Sprache nicht verstanden wird. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn wir biblische Kenntnisse voraussetzen, die nicht mehr vorhanden sind. Es ist nicht das Ärgernis des Kreuzes, wenn unsere Veranstaltungen aus- und nicht einladend wirken“¹⁷. An uns und unserem Auftreten darf es jedenfalls nicht liegen, wenn Menschen heute zum Weg des Glaubens nein sagen. Wo müssen wir uns verändern, um die rettende Jesusbotschaft unverkürzt und doch zeitgemäß überbringen zu können?
- Kürzlich hat mich eine Aussage nachdenklich gemacht. „Wir hören viel zu viel“, lautete das selbstkritische Urteil meines Gesprächspartners¹⁸ im Blick auf uns in der Gemeinschaftsbewegung. Demzufolge verhindert die Fülle des Gehörten in der Gemeinde, dazu das tägliche Lesen in der Bibel, dass die einzelnen Aussagen noch wirklich tief in uns eindringen. Sie können kaum in uns nachklingen (Lk 2,19). Bevor der eine Bibeltext verarbeitet und in den Alltag umgesetzt ist, dringt bereits der nächste in uns ein. So überlagern sich die biblischen Aussagen und paralisieren sich wechselseitig, so dass naturgemäß die Konsequenzen ausbleiben. Spitz gesagt: Vor lauter Hören kommt man nicht zum Gehorchen. Das leuchtet mir ein. Weniger könnte hier mehr sein. Wie lässt sich das ändern, ohne dem göttlichen Wort weniger Raum zu geben? Wie können wir eine Kultur des Hörens ausprägen, in der das Wort wirklich Wurzeln in uns schlagen und dann auch Frucht bringen kann? Was müsste hier in unseren Gemeinschaften, aber auch in der persönlichen Frömmigkeit verändert werden?

Exkurs: „Neuer Wein“ kontra „alte Schläuche“?

Nun wird vielfach argumentiert: Hat nicht Jesus selber gesagt (Lk 5,36-39), dass Altes und Neues so wenig zusammenpassen wie ein alter Flicker auf einem neuen Gewand und sich deshalb gegenseitig ausschließen? Daraus wurde und wird immer wieder die radikale Konsequenz abgeleitet: Altes muss weg. Neues muss an dessen Stelle treten. Neuer Wein braucht neue Schläuche:

- *Die Volkskirche ist das Überkommene und Schadhafte. Wer geistlich Neues anstrebt, muss die Konsequenzen ziehen und sie verlassen, um das Neue nicht von vornherein zu schädigen.*
- *Die Gemeinschaftsarbeit hat zweifellos ihre Zeit als gesegnete Bewegung gehabt. Doch heute steht sie wie ein erstorbener Erweckungskörper im Raum, der nicht erneuerbar ist. Wer Neuland betreten will, kann sich von ihr nur abwenden.*

¹⁷ Michael Herbst, Außenorientierte Strukturen, in: akzente 3 / 2002

¹⁸ Heinrich Kaufmann, Prediger und leitender Mitarbeiter auf dem „Schönblick“ in Schwäbisch Gmünd

- *Die herkömmliche Gemeinschaftsstunde hat ausgedient. Wir müssen uns von ihr verabschieden. Neue Elemente bieten sich an. Sie ersetzen das Alte.*

Doch eine derartige Auslegung zielt völlig an dem vorbei, was Jesus in seinen Vergleichen meint. Wer das Jesuswort dazu benutzt, um im Stil der Bilderstürmer Altes zu zerschlagen, hat nicht begriffen, was Jesus sagt. Denn unser Herr selber hat die religiösen Traditionen seiner Zeit keineswegs geringachtet, sondern gepflegt (Lk 4,16) So halten es später auch seine Jünger (Apg 4,1). Paulus predigt selbstverständlich in den Synagogen (Apg 13,5 u.ö.).

Jesus vernachlässigt das Alte nicht, sondern verweist darauf, dass ein kluger Hausvater „Neues und Altes“ in petto hat und diesen „Schatz“ den Seinen zugutekommen lässt. Tradiertes und Neues wollen in weiser Zusammenstellung kombiniert werden. Dann erweist man sich als ein „Jünger des Himmelreichs“ (Mt 13,52).

Was Jesus in seinen Bildern am Herzen liegt, geht weit über Gestaltungs- und Stilfragen hinaus. Es greift wesentlich tiefer. Ihm geht es um das grundlegend Neue, das in ihm angebrochen ist. Das verträgt sich nicht mit der von den Pharisäern gepflegten Theologie und Frömmigkeit. Mit seinem „Ich aber sage euch“, stellt sich Jesus dem entgegen und relativiert es (Mt 5,21ff). Später hält es der Apostel Paulus ebenso, wenn er sich in seinem Brief an die Galater dagegen wendet, die in den dortigen Gemeinden gelehrte Werkerechtigkeit mit dem christlichen Glauben zu verknüpfen (2,16-21).

Ähnlich trägt es sich heute zu, wenn wir z.B. an die Esoterik und an den Islam denken: Beide wissen Jesus durchaus zu schätzen und reden in hohen Tönen von ihm. Aber hier wird zusammengefügt, was nicht zusammengehört. Jesus lässt sich nicht irgendwo andocken und einbinden. Was Jesus ist und was er bringt, ist nicht kompatibel zu dem, was religiös vorhanden ist. Jesus steht für sich allein. Er sprengt jeden Rahmen.

1.5. Konsequenzen

Weil die Tradition der Erneuerung bedarf, aber die Erneuerung ebenso der Verwurzelung in Tradition, dürfen weder Tradition noch Erneuerung ausschließlich den Ton angeben. Wo das geschieht, verarmt die Gemeinde.

In der pietistischen Bewegung waren seit jeher beide Elemente konstitutiv und machten einen hohen Teil ihrer Faszination aus:

- Das Verwurzelte in der biblischen und reformatorischen Tradition. Die Pietisten der Anfangszeit haben sich bewusst als Sachwalter der Reformation verstanden.
- Das Offensein für Neues, das dazumal gleichsam in der Luft lag: Es wurden u.a. collegia pietatis eingerichtet, um neben dem herkömmlichen Gottesdienst Raum zu schaffen für den Einzelnen: für Gespräch, geschwisterlichen Austausch, zusätzliche Information und Gebet im überschaubaren Kreis.

Der Barockpietismus hat zielstrebig das Überkommene mit neuen, der Zeit gemäßen Elementen verbunden und es somit in einer veränderten Zeit – nach dem Dreißigjährigen Krieg - erneut zum Leuchten gebracht. Es sei daran erinnert, dass wir uns 2005 im Spener-Jahr befinden, in dem es sich für uns als Pietisten nahe legt, an die Ursprünge unserer Bewegung zu denken und vor allem an das, was damals auf den Weg gebracht worden und heute noch lebendig ist. Es lohnt sich um der aktuellen Arbeit willen, „zu den Quellen“ zurückzukehren¹⁹ und in einer Gemeinschaft diesbezügliche Vorträge und Mitarbeiterseminare dazu durchzuführen. Wir gehören zu einer reichen Bewegung, deren Schätze noch lange nicht gehoben sind.

1.5.1. Kompromisse pflegen

In unseren Gemeinden und ihren Gruppen liegt es auf der Hand: Jeder Christ ist in seinem Naturell aus anderem Holz geschnitzt. Der eine versteht sich mehr als Bewahrer, der andere mehr als Beweger. Der eine liebt die bunte Abwechslung, der andere das stetige Gleichmaß. Zwischen ihnen müssen um des Auftrags der Gemeinde willen (1Petr 2,9) Kompromisse gefunden werden, wenn es verträglich zugehen soll.

Diesbezügliche Kompromisse müssen unter uns ihr negatives Image verlieren. Wenn es nicht um die Frage unseres ewigen Heils geht, sind sie unerlässlich. Gerade auf dem Feld von Form- und Strukturfragen sind Kompromisse nötig. Das wird heißen: Die Traditionalisten und die Erneuerer gehen aufeinander zu. Sie sehen ein großes Maß an Berechtigung in der anderen Position. Nun sucht man Absprachen, um Extreme zu vermeiden. In dem Verabredeten kann sich jede Seite wiederfinden. Die Absprachen dürfen keine Seite überfordern, wenn in ihnen nicht von vornherein der Keim des Scheiterns liegen soll.

Es erweist sich als hilfreich, wenn in den leitenden Gremien beide Gruppen vertreten sind. Damit wird eine Diktatur der einen über die anderen verhindert, wobei man jeweils meint, der anderen Seite Nachhilfeunterricht erteilen zu müssen. Es gibt erwiesenermaßen nicht *das* christliche Liedgut, *den* christlichen Musikstil und *die* christliche Kunst, sondern zum Glück eine Fülle unterschiedlicher Ausprägungen. Vielmehr lasst uns das Fragen einüben: Was kann jede Seite von der anderen lernen? Wo haben wir Nachholbedarf?

1.5.2. Einseitigkeiten mindern

Es gilt für eine Gruppe wie für jeden einzelnen Christen: Wo man einseitig abgedriftet ist, sind dringend die Gegengewichte durch die andere Seite vonnöten:

- Wer sich sehr traditionsorientiert verhält und am liebsten alles so bewahren möchte, wie er das seit jeher gewohnt ist, braucht dringend auffrischende Elemente der Erneuerung, um nicht vollends zu verkrusten.

¹⁹ Siehe dazu u.a. Christoph Morgner, Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm (Manuskript)

- Wer spontan veranlagt ist und in seinem Erneuerungsdrang am liebsten alles umkrempeln möchte, der hat es nötig, auf die Segensspuren der Tradition verwiesen zu werden. Sonst wirkt sich der Happeningcharakter langfristig negativ auf die eigene Frömmigkeit, aber auch auf die Konstanz innerhalb einer Gemeinschaft aus.

1.6. Gemeinde als Baustelle

Wenn Paulus vom „erbauen“ und „aufbauen“ spricht, hat er nicht nur den einzelnen Christen vor Augen, sondern vor allem die gesamte Gemeinde (u.a. in Eph 4,12). Sie gleicht keinem fertigen Dom, sondern einer permanenten Baustelle. Was sich in ihr auch zuträgt, ist provisorisch. Alles hat vorläufigen Charakter. Wandlungen sind normal. Immer neu obliegt ihr die Aufgabe, die traditionellen Inhalte auf die Gegenwart mit ihren neuen Herausforderungen einzuspielen und dafür solche Formen zu finden, die sowohl Christen eine geistliche Heimat mit ihrem Klima des Vertrauten bieten als auch Außenstehenden ermöglicht, dazuzukommen und in ihr heimisch zu werden.

Deshalb hat man die Kirche als eine "ecclesia semper reformanda"²⁰ bezeichnet, d.h. als eine, die sich in einem stetigen Erneuerungsprozess zu befinden hat, soll sie sich gesund entwickeln. Ein ständiges Gleichbleiben gibt es nur in der Substanz des Evangeliums. Alles andere ist variabel. Jede Form, in der das Evangelium dargeboten wird, entspricht ihrer Zeit und hat damit ihre Zeit.

„Werden Formen als zeitübergreifend und immerfort gültig betrachtet, kommt es zu einem Innovationsstau. Das ständige Einspielen auf neue Gegebenheiten unterbleibt. Die Strukturen mit ihren ritualisierten Abläufen werden nicht mehr hinterfragt, sondern mit dem Inhalt identifiziert. Die Invariabilität von Formen wird mit der inhaltlichen Konstanz des Evangeliums begründet und in dieser verankert gesehen. Deshalb muss es als häretisches Unterfangen verdächtigt werden, wenn kritische Fragen an Formen gestellt werden.“

Dabei lässt sich auch folgendes beobachten: Wenn man meint, ein Abflauen geistlichen Lebens feststellen zu müssen, so wird dieses häufig mit einem verstärkten Rückzug auf ehemals bewährte Ordnungen und Formen beantwortet. Was sich dann zu ereignen pflegt, kann nur als tragisch bezeichnet werden: Weil das Evangelium mit seiner Form in eins gesetzt wird, leiden darunter Weitergabe und Gestaltwerdung des Evangeliums. Die frohe Botschaft wird dann von Außenstehenden als vorgestrig und museal erlebt. Aber auch intern breitet sich Unbehagen aus. Die Gemeinschaftsstunde langweilt. Ihre Gestaltungselemente sind seit Jahrzehnten gleichgeblieben. Die Abläufe werden von vielen als nicht mehr zeitgemäß empfunden. Andere widersprechen vehement. Ihnen ist das Vertraute zum Zuhause geworden, das sie nicht mehr missen möchten. Die Kluft z.B. zwischen Jung und Alt, aber auch zwischen Insidern und neu Hinzugekommenen, wird größer. Unzufriedenheit wächst. Die Zahlen sind rückläufig. Oft weiß man nicht, warum das in früherer Zeit Bewährte nicht mehr greift und zündet.

²⁰ Dieser Ausdruck wird Martin Luther zugeschrieben, kann aber bis heute nicht in seinem literarischen Werk ausfindig gemacht werden (siehe dazu Ch. Morgner, Leitung, S. 100).

Was sich hierbei über Jahre und Jahrzehnte hinweg als Erneuerungsdefizit angestaut hat, äußert sich dann - wenn überhaupt - als plötzlicher Ruck und eruptiver Schub. Weil kein Umgestalten in stetiger, gleichsam homöopathischer Dosierung geübt wurde, kommt es unvermeidlich zu chirurgisch-schmerzhaften Einschnitten und unkontrollierbaren Brüchen. Werden erneuernde Schritte gewagt, geraten sie zu regelrechten Sprüngen. Am Neuen entzünden sich Gegensätze. Es polarisiert. Viele vermissen das Vertraute. Anderen gehen die Reformen nicht weit genug.

Zahlreiche Erfahrungen belegen: Wo wir in unseren Gemeinschaften heute missionarisch beweglich handeln, dabei Altes achten, zugleich aber behutsam und wachstümlich Neues anstreben und uns in unseren Arbeitsformen auf die Menschen einzustellen versuchen, die wir für Jesus gewinnen möchten, lassen sich, wie viele Erfahrungen bestätigen, Menschen in unsere Häuser und Versammlungen einladen. Viele finden zum lebendigen Glauben. Ich wehre mich mit guten Gründen dagegen, von den missionarischen Chancen und vom geistlichen Geschehen unserer Tage gering zu denken²¹.

Weil christliche Gemeinde Baustelle ist, ist uns eine ständige „Produktverbesserung“ aufgetragen, ein kontinuierlicher Veränderungsprozess. Das ändert sich erst im Himmel. Bis dahin wird uns die fruchtbare Balance zwischen Tradition und Fortschritt in Atem halten.

2. Anmerkungen zu einer Theologie der Generationen

Wenn in der gesellschaftlichen Situation gegenwärtig von Generationen die Rede ist, dann rückt vor allem der Generationenvertrag ins Blickfeld. Weil sich die Alterspyramide mehr und mehr in Richtung der höheren Jahrgänge verändert, kommen auf die nachrückenden Generationen vermehrte Lasten zu. Die diesbezüglichen Probleme, die sich auf beiden Seiten finden bzw. erst noch einstellen, werden vielfach eindrücklich und kenntnisreich geschildert²². Deshalb müssen wir sie in diesem Rahmen nicht ansprechen. Uns obliegt die Aufgabe, die theologischen Gesichtspunkte in den anstehenden Fragen zu beleuchten, um ein verträgliches Miteinander der verschiedenen Generationen innerhalb der christlichen Gemeinde zu ermöglichen, von dem wir hoffen, dass es missionarisch in eine Gesellschaft hinein abstrahlt, in der neben dem äußeren, zahlenmäßigen Verhältnis der Generationen zueinander bald auch das innere in eine Schiefelage zu geraten droht.

Eine christliche Gemeinde jedoch, in der es gelassen und fröhlich zugeht und in der die verschiedenen Generationen herzlich miteinander umgehen, erweist sich heute als Modellfall für eine positiv gestaltete Zusammengehörigkeit unterschiedlicher Altersgruppen und damit – gleichsam im Nebeneffekt – als das beste Werbemittel für Jesus. Das Miteinander der Glaubenden sprach in biblischer Zeit und spricht auch heute lauter als tausend Worte.

Wenn wir über das Miteinander der Generationen nachdenken, tun wir das vor dem Hintergrund der biblischen Botschaft, denn es gibt keine Lebensfra-

²¹ Ch. Morgner, Leitung, S. 100f

²² So u.a. in dem Bestseller von Frank Schirrmacher, Das Methusalem-Komplott, München 2004³

ge, die ohne Berücksichtigung des Gottesbezuges angemessen bedacht werden könnte. Deshalb ist der Blick in die Heilige Schrift unerlässlich. Wie werden dort die Generationen beschrieben, und wie gestaltet sich deren Verhältnis zueinander? Was ist gottgemäß und entspricht dem Entwurf, den der Schöpfer von seinen Menschen und ihrem Umgang miteinander hat? Dieser ist für uns heute handlungsleitend.

Um es vorweg zu sagen: So etwas wie eine Theologie der Generationen lässt sich aus der Bibel nicht ableiten. Die Bibel redet selten über Alter und Jugend in reflektierender Weise. Vielmehr erzählt sie Geschichten von Menschen aller Lebensalter. Damit verbindet sie Einsichten, Gebote und Mahnungen, die über die Zeiten hinweg zu uns herüber klingen.

Aber das wird unübersehbar deutlich: „Gott und die Generationenfolge gehören unlöslich zusammen. Der einzelne Mensch kann nicht isoliert bestehen. Er muss eingefügt sein in ein Netz von Vor- und Nachfahren. Er muss wissen, woher er kommt, zu wem er gehört und wer sein Erbe weitertragen soll“²³.

Im Nachfolgenden geht es mir um die Generationen „Kinder“, „Jugend“ und „Alter“. Da die Lebenserwartung der Menschen damals sehr begrenzt war, fällt die Auffächerungen der Generationen im biblischen Horizont nicht so weit aus, wie das heute der Fall ist. Insofern können wir uns mit gutem Gewissen auf die genannten Gruppierungen beschränken und ihr Profil holzschnittartig umreißen.

2.1 Kinder

Zwar wird ein Kind als unmündig betrachtet, aber es genießt dennoch eine hohe Wertschätzung. Von einer Geringschätzung von Kindern und Kindheit kann in der Bibel keine Rede sein.

2.1.1. Altes Testament

Kinder werden als „Gabe Gottes“ (Ps 127,3) betrachtet. Sie sind „Ausdruck seines Segens, der sich neben der Landverheißung in der Verheißung einer großen Nachkommenschaft konkretisiert“²⁴ (ua 1Mo 12,1-3). Die Kinder gehören als Träger der Verheißung in den Bund Gottes hinein. Zu den vordringlichen Aufgaben der elterlichen Erziehung gehört es deshalb, die Kinder in die Heilszusammenhänge des Gottesvolkes und damit auch in die bestehenden Bundesverpflichtungen einzuweisen (5Mo 6,1ff; 29,9,f)²⁵. Das alles werden dann die Kinder ihrerseits an die nachfolgende Generation weitervermitteln²⁶.

²³ Johann Hinrich Claussen, Bibelarbeit bei der EKD-Synode in Magdeburg 2004, Drucksache Nr. XX/8, S. 2

²⁴ Peter Müller in Art. Kinder, in: RGG 4, Tübingen 2001, Band 4, S. Sp. 968

²⁵ „Spr 1,8 erinnert uns, dass Gott unsere Eltern als unsere Lehrer benutzt“ (Klaus Bockmühl, Christliche Lebensführung, Gießen 1993, S. 102

²⁶ „Die jüdische Einstellung zum Kind lässt sich am besten dadurch verdeutlichen, dass man sie kontrastiert mit der Einstellung zum Kind in der hellenistisch-römischen Antike. Hier war die Kindheit ein Lebensalter, in dem man erheblichen sozialen Gefahren ausgesetzt war. Der Familienvater (*pater familias*) übte über seine Kinder unumschränkte Macht aus. Er entschied nach der Geburt über das Schicksal des Kindes: hob er es nicht vom Boden auf, darf-

Die Erziehung der Kinder geschieht somit nicht – wie im griechisch-hellenistischen Lebensraum – auf ein bestimmtes Erziehungsideal hin, sondern kommt von der Gottesgeschichte her, die das Volk Israel durchlebt hat. Das „Woher“ mit seinen Traditionen stellt die Weichen für die Prägung der nachrückenden Generation. Deshalb wird in zahlreichen Passagen den Eltern eingeschärft, die Gottesgeschichte ihren Kindern einprägsam zu vermitteln und die damit verbundenen Feste würdig zu begehen. Was im Zusammenhang des Gottesvolkes erlebt worden ist, legt die Gleise für die Erziehung.

Die Aufgabe der Erwachsenengeneration besteht also wesentlich darin, die nachrückende Generation über Gott ins Bild zu setzen: „Was wir gehört haben und wissen und unsere Väter uns erzählt haben, das wollen wir nicht verschweigen ihren Kindern; wir verkündigen dem kommenden Geschlecht den Ruhm des HERRN und seine Macht und seine Wunder, die er getan hat“ (Ps 78,3f). Der künftige gute Weg des Volkes Israel hängt demgemäß zu hohen Teilen davon ab, wie die Übertragung der geistlichen Grundeinsichten und die daraus resultierende Erziehungspraxis ernst genommen werden und gelingen.

Die elterliche Autorität, der das „Ehren“ durch die Kinder (siehe später) korrespondiert, leitet sich aus zwei Faktoren ab:

- *Das biologisch Vorgegebene* ist das Primäre: „Im Faktum von Zeugung und Geburt kommt zum Ausdruck, dass das Kind sich selbst, sein ganzes Leben, den Eltern verdankt“²⁷ (Spr 23,22; Sir 7,29f). Die Eltern sind den Kindern biologisch vorgeordnet. Daraus erwachsen ihnen sowohl Verantwortung als auch Autorität.
- *Die erzieherische Abhängigkeit des Kindes* folgt als das Sekundäre: „Typisch für das menschliche Kind ist der Umstand, dass es auch nach der Geburt noch sehr lange in anhaltender Abhängigkeit von den Eltern lebt“²⁸. Das betrifft zum einen die äußerliche Versorgung, zum anderen die Entwicklung der Persönlichkeit durch Erziehung.

Zwischen Eltern und Kindern besteht somit eine „unumkehrbare Autoritätsstruktur“²⁹. Der Stil der Kindererziehung soll sich an Gott ein Beispiel nehmen, der sein Volk erzieht und dazu unterschiedliche Maßnahmen ergreift (5Mo 8,2ff). Erziehungsmittel im engeren Sinn sind das „elterliche Vorbild, das Einschärfen der Gebote, Lehr- und Mahnworte und (wie überall in der Antike) körperliche Züchtigung“³⁰ (Spr 3,11; 22,15). Besonders in der Weisheitsliteratur finden sich entsprechende Erziehungshinweise (u.a. Spr 4).

te es nicht angezogen werden; es wurde dann verkauft oder getötet. Auf den Sklavenmärkten gab es regelrechte Spezialmärkte für Kinder. Häufig wurden Kinder zur Prostitution gezwungen, oder sie wurden verstümmelt und zum Betteln benutzt, manchmal gerieten sie auch in vornehme Familien, um hier den Kindern des Hauses als lebendiges Spielzeug zu dienen“ Demgegenüber ging es im Judentum „extrem kinderlieb“ zu (Art. Kind, Kindheit, in: Das große Bibellexikon, Band 2, Wuppertal / Gießen 1988, S. 778).

²⁷ Helmut Burckhardt, Ethik, Gießen 2003, S. 173

²⁸ Ebd., S. 174

²⁹ Ebd., S. 176

³⁰ P. Müller, aaO, Sp 968

Die Wertschätzung der Kinder im AT äußert sich auch darin, dass man sie – anders als in der Umwelt Israels – nicht abtreibt, verkauft, aussetzt oder als Opfer darbringt³¹.

2.1.2. Neues Testament

Das Kind Jesus wird „zum Heil der Welt geboren“ und „die Welt nachhaltiger verändern .. als irgendeiner der meist weisen alten Männer, die die Welt regierten“³². Der kleine Jesus wird in den Bahnen der im Volk Israel gepflegten Traditionen groß (siehe Lk 2,21ff). Er genießt die damals übliche Erziehung und wird von seinen Eltern in die religiösen Gepflogenheiten eingeführt. Als Zwölfjähriger verblüfft er die Theologen im Tempel.

Als Jesus Jahre später seine Wirksamkeit beginnt, tritt er der in der damaligen Zeit üblichen Geringachtung von kleinen Kindern – sie beherrschen die Thora noch nicht - massiv entgegen³³. Er gibt sich mit Kindern ausgesprochen aufmerksam und liebevoll ab und weist seine Jünger zurecht, die die Kinder mit ihren Müttern von Jesus fernhalten wollen, weil sie in der damals üblichen Tradition gefangen sind (Mk 10,13-16).

Als seine Jünger streiten, wer von ihnen der Größte sei, stellt ihnen Jesus ein Kind als Modell für Bescheidenheit vor Augen (Mk 9,33-37).

Als „Unmündige“ stehen Kinder exemplarisch für alle, die in irgendeiner Weise „mühselig“ und „beladen“ (Mt 11,25ff), an den Rand gedrängt und stigmatisiert sind (Mt 11,14ff). Ihnen gilt die besondere Zuwendung der göttlichen Offenbarung.

Das bereitwillige Aufnehmen der Gottesherrschaft wird von Jesus an kein bestimmtes Alter gebunden. Den Kindern „gehört das Reich Gottes“ (Mk 10,14). Darin werden diese den Erwachsenen zum Vorbild (Mk 10,15). Kinder treten Gott mit leeren, offenen Händen erwartungsvoll und ohne Hintergedanken entgegen.

³¹ Den „Mehrwert“ des biblischen Menschenbildes zeigt noch einmal der Blick in die Antike: „In der heidnischen griechischen wie römischen Antike standen bis weit in die christliche Zeit hinein die Empfehlungen der Philosophen *Platon* und *Aristoteles* in Geltung, verkrüppelte Geburten auszusetzen, die, die ‚an der Seele und Geist missraten und unheilbar‘ (Platon) zu töten“. Diese Kinder „widersprachen dem Idol vom Menschen in der antiken Klassik, dessen Kennzeichen die *Glorifizierung* einerseits des *autonomen und geistig hoch stehenden Menschen* – repräsentiert durch den *Philosophen* – ist und andererseits des *jugendlichen, schönen und starken Lebens*, repräsentiert im *Athleten*. Menschenleben, das diesem Menschenleben grundsätzlich widersprach, war von Ausmerzung bedroht... Gegen diese ‚*Ethik der Stärke*‘ und der Selektion der Schwachen vertrat die christliche Kirche unter Berufung auf die Botschaft und auf das Handeln Jesu Christi ein ausgesprochen *antiselektionistisches Ethos der Barmherzigkeit und der Fürsorge für die Schwächsten der Gesellschaft*“ (Ulrich Eibach, Streit um Menschenwürde und Gottebenbildlichkeit, theologische Beiträge 04-5, S. 248f.; kursiv dort).

³² Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Einbringungsrede zum Kundgebungsentwurf „Keiner lebt für sich allein – Vom Miteinander der Generationen“, EKD-Synode Magdeburg 2004, Drucksache III / 3, S. 3

³³ „Von Rabbi Jochanan ist das Wort überliefert: ‚Seit den Tagen, da das Heiligtum zerstört wurde, ist die Profetie den Profeten genommen und den Kindern und Narren gegeben worden‘ (Joachim Gnilka, Das Evangelium nach Markus, 2. Teilband, Zürich 1979, S. 57).

In den apostolischen Briefen werden Kinder im Rahmen der in der Antike üblichen Haustafeln erwähnt. Die Eltern³⁴ werden verpflichtet, sie „nicht zum Zorn“ (Eph 6,4) zu reizen³⁵ und sie damit „scheu“, dh „mutlos“ werden zu lassen (Kol 3,21). Vielmehr sollen die Kinder - analog dem AT - „in der Zucht und Weisung des Herrn“ erzogen werden (Eph 6,4)³⁶. Es wird als selbstverständlich betrachtet, dass die Kinder ihren Eltern dienen (siehe Phil 2,22) und ihnen gehorchen³⁷ (Eph 6,1). Die Verpflichtung zum Gehorsam wird „im Herrn“ (Eph 6,1) und damit nicht bedingungslos und blind verlangt. „Schon die Kinder, die voll zur Gemeinde gehören, sollen ihr Verhalten vom Willen des Herrn bestimmen lassen. Christliches Gemeindeverständnis, das alle Glieder, auch die 'schwächeren' gleichermaßen umfasst, zeigt sich in der Anrede der Kinder und Sklaven, während im Hellenismus nur der männliche, freie, erwachsene Mensch angesprochen wird“³⁸. Die Verfügungsgewalt der Eltern über ihre Kinder ist nicht unbegrenzt, da alle „im Herrn“ verankert und seinen Weisungen unterworfen sind. Die Herrschaft Christi setzt für alle Generationen gültige Maßstäbe.

2.2. Jugend / mittlere Generation

Auch die junge, erwachsene Generation hat ihren eigenen Wert und ihre unverwechselbare Würde. In der Bibel werden die damals üblichen Vorstellungen relativiert, denen zufolge vor allem das Alter für Weisheit und Umsicht steht. Wenn Gott beruft, greift er in seiner Freiheit häufig auf junge Personen zurück, mit denen er die Sache seines Volkes und Reiches voranbringt.

2.2.1. Altes Testament

Im AT werden häufig jüngere Personen mit hohen und wichtigen Aufgaben betraut:

- Der Hirtenjunge David wird von Gott zum König berufen und gesalbt, obwohl er in der altersmäßigen Reihe der Brüder erst an letzter Stelle steht (1Sam 16).
- Salomo übernimmt als Jugendlicher im Alter von ca. 20 Jahren Regierungsverantwortung.
- Jeremia empfindet sich – subjektiv wohl völlig zu recht – als viel „jung“, um das anspruchsvolle Amt eines Propheten wahrzunehmen (Jer 1,6).

³⁴ „Während sich die popularphilosophische Belehrung vornehmlich an den Mann richtete, ist die christliche Haustafel vom Gedanken der Partnerschaft geleitet, die durch die Liebe bestimmt ist. Frauen und Männer, Kinder und Eltern, Sklaven und Herren werden auf ihre gegenseitige Verantwortung angesprochen, die sie in der Liebe füreinander wahrzunehmen haben“ (Eduard Lohse, *Theologische Ethik des Neuen Testaments*, Stuttgart 1988, S. 90).

³⁵ „Nach Philo obliegt die Erziehung Vater und Mutter, doch fällt dem Vater besonders das Züchtigungsrecht zu: das Kind zu schelten, streng zurechtzuweisen und, falls es verwarnenden Worten nicht folgt, zu schlagen“ (Rudolf Schnackenburg, *Der Brief an die Epheser*, Neukirchen-Vluyn 1982, S. 268).

³⁶ „Das erste Wort, ‚Zucht‘ oder Erziehung meint die Disziplin, die das Gute fördert, der zweite Begriff ‚Ermahnung‘ oder Anweisung behandelt die Korrekturen, die das Böse verhindern“ (K. Bockmühl, aaO, S. 104).

³⁷ „Der Gehorsam der Kinder gegenüber den Eltern ist dem gesamten Altertum selbstverständlich“ (ebd., S. 266).

³⁸ Ebd., S. 267

- Ein Mann namens Elihu stemmt sich vehement gegen die damals weit verbreitete Meinung, Alter wäre automatisch identisch mit Weisheit (Hi 32,6-10). Angesichts des bitteren Schicksals von Hiob widerspricht er energisch seinen älteren Vorrednern und ihren Erklärungsversuchen.

Die jüngere Generation wird angehalten, älteren Menschen ehrerbietig zu begegnen (5Mo27,16 u.ö.). Schließlich haben die Alten einen Lebens-, Erfahrungs- und Glaubensvorsprung, der der nachwachsenden Generation zugute kommt.

Das göttliche Gebot, seine Eltern zu ehren (2Mo 20,12), richtet sich nicht primär an kleine Kinder, sondern an Erwachsene im besten Alter. War es in der Umwelt Israels häufig üblich, sich alter und gebrechlicher Menschen durch Vernachlässigung zu entledigen, so soll das im Gottesvolk anders gehalten werden: Den alt gewordenen Eltern gebühren bis zum letzten Atemzug Ehre und Liebe. Das wesentliche Motiv für das „ehren“ (dh gewichtig betrachten durch Anerkennung³⁹) ist die Dankbarkeit. Diese gilt es auch dann zu erweisen, wenn die Eltern hilflos geworden sind (Spr 23,22). Die Elternehrung darf in keiner Altersstufe gemindert werden⁴⁰. Für die alten Eltern soll bis zuletzt alles Gutes getan werden.

2.2.2. Neues Testament

Im NT begegnen uns zahlreiche junge, dynamische Menschen, die von Jesus in die Nachfolge berufen werden. Schließlich befindet sich Jesus selbst im besten Mannesalter, als er vor die Menschen tritt. In ähnlichem Alter dürften seine Jünger gewesen sein.

Während der Ausgießung des Heiligen Geistes zum Pfingstfest wird ausdrücklich erwähnt, dass der Geist Gottes – entsprechend der alttestamentlichen Verheißung - auf „alles Fleisch“ ausgegossen werde, auch auf die Söhne und Töchter (Apg 2,17). Der göttliche Geist wirkt quer durch alle Generationen und Geschlechter.

Paulus spricht dem jungen Timotheus gut zu: „Niemand verachte dich wegen deiner Jugend“ (1Tim 4,12). Offensichtlich gab es die Tendenz, jüngere Christen und Mitarbeiter eher als „Grünschnäbel“ gering zu achten. Dem tritt Paulus entgegen. Geistliche Vollmacht und die damit verbundene Amtswürde sind altersunabhängig.

Wenn in den neutestamentlichen Gemeinden von „Ältesten“ gesprochen wird (so u.a. Apg 14,23), so hatte sich dieser Titel, der sowohl im AT als auch in

³⁹ „Die hebräische Sprachwurzel ist ‚kabad‘ und bedeutet: ‚schwer machen‘. Die Eltern zu ehren bedeutet also, sie ernst zu nehmen, sie zu schützen und ihnen Vorrang zu geben“ (K. Bockmühl, aaO, S. 102).

⁴⁰ „In der Lebendigkeit der Eltern ist die Kraft der Kinder verkörpert, die im Erstgeburtssegen von Generation zu Generation weitergegeben wird. Ein Angriff auf die Eltern und ihre Minderung reduziert zugleich die Lebenskraft der gesamten Familie und musste bei häufiger Wiederholung die Familie zerstören“ (Eckart Otto, Theologische Ethik des Alten Testaments, Stuttgart 1994, S. 33). Aus diesem Zusammenhang erklären sich auch die außerordentliche Strenge sowie die drakonischen Strafen gegenüber dauerhaft störrischen und widerspenstigen, kontinuierlich ungehorsamen Kindern: 5Mo 21, 18-21.

der Antike für leitende Personen üblich war, längst von einer Altersbezeichnung gelöst. Er steht für Kompetenz, Vertrauen und Berufung. Deshalb konnten auch jüngere Personen als Älteste berufen werden.

Zu den vordringlichen Pflichten der mittleren Generation gehört die Versorgung derer, die unter dem Dach des Hauses leben. Sowohl Jesus (Mt 15,4-6) als auch Paulus (1Tim 5,8) wenden sich strikt gegen die in der jüdischen Tradition verbreitete Praxis, wegen der Verpflichtungen gegenüber Gott die Obliegenheiten im Haus zu vernachlässigen. Die Rechte Gottes verdrängen keineswegs die Rechte der Eltern auf angemessene Fürsorge.

2.3. Alter

In der Bibel kommen zahlreiche alte Menschen vor, die lebensfroh sind und sich verantwortungsbewusst und erwartungsvoll verhalten.

2.3.1. Altes Testament

Das Gesicht des AT wird wesentlich durch alte Menschen bestimmt, die wir jedoch kaum als alt empfinden, weil sie sich nicht unbedingt alterstypisch verhalten, dh in den Kräften begrenzt, womöglich dement, verwirrt und in der Lebensenergie gemindert. Im Gegenteil:

- Noah baut im hohen Alter auf dem Trockenen die rettende Arche (1Mo 6,5ff).
- Abraham bricht mit seiner Frau Sara aus den vertrauten Verhältnissen in eine ungesicherte Zukunft auf (1Mo 12,1-3).
- Mose führt bis ins ruhestandsfähige Alter hinein das Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten in die Freiheit (2Mo). Er stirbt mitten in den Sielen im Alter von 120 Jahren (5Mo 34).
- Josua stirbt mit 110 Jahren, nachdem er das Volk endgültig in die versprochene Heimat gebracht hat (Jos 24,29).

Ein langes Leben wird als besonderer Segen Gottes betrachtet. „Alt und lebenssatt“ sterben zu können, wird als hohes Gut gepriesen (1Mo 25,8). „Du wirst im Alter zu Grabe kommen wie Garben eingebracht werden zur rechten Zeit“ (Hi 5,26). Eine Lebenszeit von 70 – 80 Jahren wird als beachtlich empfunden (Ps 90,10). Dagegen wird ein früher, vorzeitiger Tod als schlimmes Ende betrachtet (Jer 17,11), das man allenfalls seinen Feinden wünscht (Ps 58,9): So ist der König Hiskia bestürzt, als ihm mitgeteilt wird, er müsse im besten Alter sterben (Jes 38). Auf sein dringendes Gebet hin werden ihm noch 15 Lebensjahre zugelegt.

Die Mühsal, die sich im Alter einzustellen pflegt, bleibt nicht ausgeklammert. „Das Alter hat seine auf die Lust am Leben drückenden Beschwerden, Altersbeschwerden“⁴¹. Im Prediger Salomo werden die Bürden des Alters andeutend geschildert (Pred 12,1ff); siehe auch Ps 71). „Von einer Romantisierung des Alters ist das Alte Testament also weit entfernt, allerdings auch von Altersjammer“⁴².

⁴¹ Eberhard Jüngel, *Tod*, Stuttgart 1971, S. 86

⁴² O.G. Holze-Stäblein, *aaO*, S. 4

Die Kraft, auch die manchmal beschwerlichen Jahre des Alters zu durchstehen, erwächst aus der vertrauensvollen Verbindung zu Gott, der verspricht: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan; ich will heben und tragen und erretten“ (Jes 46,4). Der alte Mensch sieht seine Verantwortung für die nachfolgenden Generationen und betrachtet sich für die Jüngeren als „Zeichen“ (Ps 71,7) dafür, wie wunderbar Gott handeln kann. Ihn und seine „Wohltaten“ gilt es bis zuletzt zu rühmen (Ps 71,15).

Die größere Lebenserfahrung geht aber nicht unbedingt mit Weisheit und Tugend einher. Oft haben jüngere Menschen unter den Alten zu leiden:

- Die Sklavin Hagar hat die Schikane der alten und vorerst kinderlosen Sara auszustehen (1Mo 16,6).
- Jakob wird von Laban ausgenutzt und um sieben Jahre seines Lebensglücks geprellt (1Mo 29).

Anders herum geht es aber auch zu, wie wir aus dem Aufstand von Absalom gegen seinen Vater David ersehen (2Sam 15-18).

Das Miteinander der Generationen im Gottesvolk ist keineswegs ein Stück heiler Welt. Sowohl Gottvertrauen und als auch sündiges Verhalten sind eng miteinander verflochten.

2.3.2. Neues Testament

Der alte Priester Zacharias und seine betagte Frau Elisabeth werden unerwartet mit einem Kind beschenkt, das zum Vorläufer Jesu werden soll (Lk 1,13ff).

In Simeon und Hanna werden uns zwei alte Menschen gezeigt, die auch jenseits ihres Ruhestandes erfüllt und zuversichtlich leben (Lk 2,25ff). Die Hoffnung auf den Erlöser hält sie geradezu jung. Sie leben erwartungsvoll und sind selig, als sie im Tempel den neugeborenen Jesus erblicken, in dem Gott seine Verheißungen einlöst.

Paulus bezeichnet sich in Phlm 9 als einen „alten Mann“. Damit sieht er jedoch keineswegs seine Zurechnungsfähigkeit gemindert. Eher geht es ihm darum, so besseres Gehör bei Philemon zu finden.

Von den älteren Gemeindegliedern erwartet Paulus, dass sie sich so verhalten, wie es ihrem Alter und ihrem Glaubensstand entspricht (Ti 2,2f; 1Tim 5,1ff). Ältere sind Vorbilder für die Jüngeren.

2.4. Biblisch-theologische Markierungen

Einige durchgängige Linien, die sich durch die Bibel ziehen, seien nachfolgend aufgeführt. Sie sollen uns heute helfen, jenseits aller Pragmatik Fixpunkte und Maßstäbe für das Miteinander der Generationen zu markieren.

Ausgangspunkt ist die Dankbarkeit der Generationen füreinander. Das gilt zum einen für die biologisch-materiellen Verflechtungen, zum anderen aber auch für die Traditionen des Glaubens. „Ich glaube nicht für mich allein. Mein

Glaube steht in einer langen Geschichte. Ich blicke zurück auf eine Fülle von älteren Wahlverwandten, geistlichen Vätern und Müttern des Glaubens⁴³. Keine Generation kann isoliert für sich selbst stehen. Jede verdankt sich und ist auf andere Generationen angewiesen. Das gilt es unablässig vor Augen zu haben und im Alltag der Familien und Gemeinden bewusst zu leben.

2.4.1. Neue personelle Zusammenhänge

Im NT fällt auf, dass die aus dem AT überlieferten Generationenzusammenhänge zugunsten einer neuen Gemeinschaft unter dem Herrn Jesus Christus zwar nicht aufgegeben, aber doch relativiert werden. „Jesus setzte die Schöpfungsordnung, den Bund des Blutes und der Geburt hinter seine Loyalität zu Gott an die zweite Stelle“⁴⁴ und kündigt spannungsreiche Gemengelagen der Generationen an (siehe dazu Mt 10,21; Lk 14,21).

„Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ (Mt 12,48). Jesus verweist auf den neuen Heilszusammenhang, der durch sein Kommen geschaffen worden ist und der ein verändertes Miteinander unterschiedlicher Menschen konstituiert: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter!“ (Mt 12,50).

Auch die zahlreichen Verheißungen, u.a. in der Bergpredigt (Mt 5-7) werden altersunabhängig zugesprochen und relativieren damit die Bedeutung des Lebensalters.

Die für den Alten Bund charakteristische Kette der Generationen wird durch die Kette der an Jesus Christus Gläubigen aller Altersschichten nicht aufgehoben, wohl aber überlagert. Nicht primär Abstammung und Familienzugehörigkeit bestimmen das Miteinander, sondern der gemeinsame Glaube an den Erlöser Jesus Christus. Durch ihn entstehen neue personelle Zusammenhänge, die nicht nur die Generationen übergreifen, sondern auch über den Rahmen des alten Gottesvolkes Israel hinausgehen.

2.4.2. Nüchterne Sicht

„Die Bibel heroisiert und glorifiziert weder die Alten noch die Jungen... Licht und Schatten sind über alle Lebensalter verteilt“⁴⁵, wie wir reichlich bezeugt finden. Die Sünde macht vor keiner Generation halt. In jeder hat sie ihr unverwechselbares Gesicht. „Der Teufel steigt bei uns da über den Zaun, wo er am niedrigsten ist“, hat Martin Luther plastisch formuliert. Jede Generation liefert dem Bösen spezifische Einstiegsstellen. „Fliehe die Begierden der Jugend“, bekommt Timotheus von Paulus zugerufen (2Tim 2,22). Wenn generalisierend die „Werke des Fleisches“ (Gal 5,19) aufgelistet werden - Feindschaft, Zorn, Streitsucht, Habgier, Neid, Geiz etc. -, sind auch die Älteren einbezogen. Ähnliches gilt auch für die Tugendkataloge.

⁴³ J. H. Claussen, aaO, S. 4

⁴⁴ K. Bockmühl, aaO, S. 106

⁴⁵ O.-G. Holze-Stäblein, aaO, S. 3

Die Ethik gilt generationenübergreifend⁴⁶.

Alle Generationen sind in gleichem Maße gefährdet, wenn auch nicht unbedingt in gleicher Weise. Insofern ist keine Generation dazu prädestiniert, der anderen Nachhilfe zu erteilen. Idealisierungen aller Art verbieten sich. Jede Generation hat vor ihrer eigenen Tür zu kehren. So wird verhindert, dass die Generationen gegenseitig zu Anklägern werden.

2.4.3. Respektvoller Umgang

Keine Generation steht in der zweiten Reihe. Vielmehr sind sie gleichwertig miteinander verbunden. Daraus leitet sich die Maßgabe ab, pfleglich, wertschätzend und in Augenhöhe miteinander umzugehen. Der paulinische Imperativ „einer komme dem anderen in Ehrerbietung zuvor“ (Röm 12,10) darf getrost auch auf das Miteinander der Generationen bezogen werden. „Jeder Generation gebührt Ehrfurcht und Respekt“⁴⁷. Jede bedarf der liebevollen, behutsamen Ermahnung, wie sie beispielsweise Paulus im Titusbrief übt (Ti 2,2-7). Sein „ermahnt einander in aller Weisheit“ (Kol 3,16) gilt generationenübergreifend.

Darüber hinaus beobachten wir in den neutestamentlichen Briefen das, was generell für die christliche Ethik zutrifft: Das Neue wird im Rahmen der bestehenden Verhältnisse gelebt, ohne diese revolutionär zu sprengen. In den Haustafeln werden die einzelnen Generationen zu einem evangeliumsgemäßen Miteinander ermuntert. „Dabei wirkt der befreiende Impuls der Jesusbotschaft auf die Grundstruktur des Hauses als sozialer Größe deutlich ein“⁴⁸.

Der Respekt der einzelnen Generationen voreinander und das Wissen um deren jeweils eigene Würde prägen den Stil des Umgangs im christlichen Haus (und nicht zuletzt in der Gemeinde!). Die Liebe wird zum entscheidenden Merkmal des Christlichen (1Kor 16,14). Für alle Beteiligten liegt klar: Der Herr im Haus ist Jesus!

2.4.4. Wechselseitige Ergänzung

Die einzelnen Generationen bedürfen der Demut zur wechselseitigen Ergänzung. Es gibt auch in der Bibel so etwas wie einen Generationenvertrag. Dieser findet sich zwar nicht *expressis verbis*, aber er lässt sich durchgängig beobachten. Die einzelnen Generationen sind miteinander verzahnt, aufeinander angewiesen und – altersspezifisch nach den jeweiligen Möglichkeiten differenziert - füreinander verantwortlich. Eine abschätzige Haltung: „Was geht mich die andere Generation an!“, ist sowohl für das AT als auch für das NT durchgängig undenkbar.

Wenn Paulus mahnt, dass „ein jeder“ nicht nur „auf das Seine“ sehen solle, „sondern auch auf das, was dem andern dient (Phil 2,4), dann gilt das nicht

⁴⁶ „Die Gebote werden nicht von den einen vertreten und von den anderen gehorsam angenommen, sondern alle erinnern sich wechselseitig daran, wie man leben sollte“ (J. H. Claussen, aaO, S. 5).

⁴⁷ H. J. Claussen, aaO, S. 5

⁴⁸ Ebd, Sp. 968

nur individualethisch, sondern auch für das Miteinander der verschiedenen Altersgruppen.

2.4.4.1. Ältere Generation

Die wesentliche Aufgabe der älteren Generation besteht darin, den Segen weiterzugeben, den sie selber empfangen hat, d.h. die Jüngeren mit dem Glaubensgut bekannt zu machen und in dessen Traditionen einzuweisen. In der Weitergabe der biblischen Botschaft und im vorbildlichen Lebenswandel (u.a. 1Petr 5,3⁴⁹) liegt die primäre Aufgabe der Älteren in der Gemeinde. „Es ist eine Frage des langfristigen Überlebens, dafür Sorge zu tragen, dass die Gebote Gottes nicht übertreten werden“⁵⁰.

Ihr Lebenszeugnis ermutigt die Jüngeren, sich ebenfalls auf Gott einzulassen und auf seinen Wegen zu wandeln (Ps 71,14f).

Glaubende ältere Menschen sind Zeugen des lebendigen, wirksamen Gottes. Sie haben Aufgaben und stehen mitten in der Gemeinschaft. Es gibt im Reich Gottes kein „altes Eisen“ und kein „Fünftes Rad am Wagen“, das nutzlos und deshalb entbehrlich wäre. Die Älteren gehören vollwertig dazu. „Älterwerden ist für den glaubenden Menschen auch verbunden mit der Erfahrung von ‚Jungsein‘, Blühen, Fruchtbringen, Neuwerden (Ps 92)⁵¹. Daneben steht jedoch die unausweichliche Tatsache, mehr und mehr mit der eigenen Endlichkeit konfrontiert zu werden.

2.4.4.2. Mittlere Generation

Jugendliches Alter ist kein Hinderungsgrund für Gott, Menschen sein Wort anzuvertrauen und sie mit bedeutungsvollen Aufgaben in seinem Reich zu versehen. Vollmacht und Geistesgaben werden altersunabhängig verliehen.

Der mittleren Generation ist die Fürsorge für die Älteren aufgetragen, vor allem dann, wenn diese schwächer werden und nicht mehr aus eigener Kraft ihr Leben meistern können. Die Ehrfurcht vor älteren Menschen, ihrem Vorsprung an Lebens- und Glaubenserfahrung, ist für das biblische Zeugnis selbstverständlich. Das Wahrnehmen der Verantwortung hat positive Rückwirkungen auf die mittlere Generation selbst, der damit Zukunftschancen unter Gottes Segen eröffnet werden (Eph 6,2f).

Das Gebot der Elternehrung hat, so Klaus Bockmühl, verpflichtende praktische Bedeutung: „In der Praxis bedeutet es, materiell für sie zu sorgen. Wir müssen bereit sein, mit unserem Hab und Gut für sie einzustehen. Es bedeutet allerdings auch, ihnen Gemeinschaft zu gewähren. Wir sollten Zeit für sie haben und ihnen Gesellschaft leisten“⁵².

⁴⁹ Siehe zum wesentlichen Gedanken des Vorbildes im NT: Ch. Morgner, Leitung, S. 19f; S. 438ff.

⁵⁰ O.-G. Holze-Stäblein, S. 4

⁵¹ Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD, Manuskript: Älterwerden – Herausforderungen und Chancen kirchlicher Bildungsarbeit, 1995, S. 9

⁵² K. Bockmühl, aaO, S. 102

2.4.4.3. Kinder

Kinder werden als Gabe und Aufgabe verstanden. Sie sind nicht nur Garanten der Zukunft, sondern auch wichtiges Glied einer Kette der göttlichen Verheißungen, die sich von Generation zu Generation zieht. Deshalb sollen die Kinder nicht nur lebensstüchtig erzogen, sondern zugleich so geprägt werden, dass sie sowohl die Bundessegnungen als auch die daraus erwachsenden Verpflichtungen willig übernehmen und ihrerseits der nachfolgenden Generation ans Herz legen.

Kinder sind ihren Eltern von Gott zu guten Händen anvertraut. Diese haben auf die kindliche Hilfsbedürftigkeit Rücksicht zu nehmen. Die Erziehung soll von der Liebe durchzogen sein, die ihr Maß in Jesus Christus hat.

Nicht die Kinder sollen den Eltern Schätze sammeln, sondern die Eltern ihren Kindern (2Kor 12,14). Den Kindern obliegt der Gehorsam gegenüber ihren Eltern. Deren Autorität leitet sich von der Autorität Gottes ab.

2.4.5 . Verbunden „in Christus“

Im Laufe der Heilsgeschichte verliert die hohe Bedeutung alter Menschen an Gewicht. Das hat nichts mit mangelnder Wertschätzung zu tun, sondern vor allem mit den neuen Gegebenheiten, die durch das Kommen Jesu geschaffen worden sind. Die Bedeutung der Generationen wird zugunsten der Gemeinschaft „in Christus“ nivelliert.

Der mehrmals verwendete Terminus „im Herrn“ bzw. „in Christus“ will als „ein kritisches Prinzip“⁵³ verstanden werden, das alle Generationen verpflichtet. Es bildet das einigende Band zwischen allen Altersgruppen. Alle sind angehalten, sich „vom Gebot der Liebe leiten zu lassen“⁵⁴ und erinnern sich wechselseitig daran, wie man „in Christus“ leben soll.

2.4.6. Eschatologisch ausgerichtet

Generell ist das Miteinander der Generationen getrübt durch vorzeitigen Tod, sowohl der Kinder, „die nur einige Tage leben“, als auch der Alten, „die ihre Jahre nicht erfüllen“ (Jes 65, 20). Das wird sich erst in der neuen Welt Gottes ändern, wo die „hundert Jahre“ zum Inbegriff der satten Lebensdauer werden (Jes 65,20).

Auch der Streit zwischen den Generationen wird dann beendet sein. Darauf verweisen die Schlussverse des AT: „Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe der große und schreckliche Tag des HERRN kommt. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern, auf daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage“ (Mal 3,23f). Bezeichnenderweise geht Maleachi davon aus, dass die Buße bei den Vätern beginnt. Sie haben die größere Lebens- und Glaubenserfahrung. Deshalb gehen sie der jüngeren Generation mit gutem Beispiel voran.

⁵³ E. Lohse, aaO, S. 90

⁵⁴ Ebd, S. 90

Ziel in der neuen Welt, die Gott heraufführen wird (Jes 65,17; Offb 21,1ff): „Ihre Nachkommen sind bei ihnen“ (Jes 65, 23). Dass sich zwischen den Generationen Risse und Meinungsverschiedenheiten zeigen, gehört dann der Vergangenheit an. Die einzelnen Altersgruppen werden in der neuen Welt, wenn endlich die „Hütte Gottes bei den Menschen“ ist (Offb 21,3), beieinander sein und sich aneinander erfreuen. Dieses Ziel soll in der Gegenwart insofern antizipiert werden, als es handlungsleitende Kräfte für das aktuelle Miteinanderleben entfaltet. Was Gott einmal schaffen wird, gibt heute bereits den Takt vor. „Die Reihenfolge ist klar: ...Die Väter machen den Anfang! Hier zeigt sich wahre Autorität und geistliche Reife“⁵⁵.

2.5. Praktische Konsequenzen

Neben der Familie stellt die christliche Gemeinde einen Begegnungsort der Generationen von hohem Wert dar. In unseren Kirchen und Gemeinschaftshäusern begegnen sich Alt und Jung mit ihren jeweiligen Erfahrungen und Ausprägungen. Hier soll sich das Miteinander „in Christus“ zum Segen für alle innerhalb der Gemeinde, aber auch für die, die noch für den Glauben gewonnen werden sollen, bewähren.

Weil gesellschaftlich die Schere zwischen den Generationen immer weiter aufzuklappen droht⁵⁶ und auch wir Christen davon nicht unberührt bleiben, stehen wir in der Pflicht, ein biblisch orientiertes, partnerschaftliches Miteinander der Generationen zu pflegen. Zwar sind wir nicht in der Lage, unsere Gesellschaft in unserem Sinne zu reglementieren. Aber wir haben – Gott sei Dank! – alle Freiheit, das, was uns am Herzen liegt, im Radius unserer Möglichkeiten zu praktizieren. Dabei hoffen und beten wir, dass das Kreise zieht, andere hellhörig und neugierig macht und sie dadurch der christlichen Gemeinde und dem Glauben näher kommen.

Weil Familien heute als Umschlagplatz für Glaubenserfahrungen nur noch bedingt in Frage kommen, erhöht sich der Stellenwert der Gemeinde in Bezug auf die Glaubensstraditionen, die es zu vermitteln gilt. Da sich ein wesentlicher Teil religiöser Sozialisation heute in die Gemeinde und ihre Gruppen verlagert, bedingt das bei denen, die sich verantwortlich engagieren, ein hohes Maß an Problembewusstsein und Qualifikation.

Es zeigt sich daneben auch, dass die christliche Gemeinde, vor allem im Bereich ihrer Kinder- und Jugendarbeit, heute immer stärker herausgefordert ist, auch allgemeine Sozialisation zu ermöglichen. Viele Heranwachsende werden in sogenannten Patchwork-Verhältnissen groß⁵⁷. Sie erleben zu Hause nicht oder nur in Ausschnitten die bergende Atmosphäre einer Fami-

⁵⁵ Hartmut Stropahl, aaO, S. 10

⁵⁶ Die soziologischen Aspekte werden im Präsesbericht nicht eigens beleuchtet, da diese in einem separaten Vortrag auf der Gnadauer Mitgliederversammlung zur Sprache kommen.

⁵⁷ „40 bis 50% der Kinder unserer Gesellschaft werden voraussichtlich ihre Kindheit und Jugend nicht in der Familie abschließen, in die sie hineingeboren worden sind. Denn in Mittel- und Nordeuropa enden derzeit ein Drittel (in eher ländlichen Gebieten) bis die Hälfte (in großstädtischer Umgebung) aller Ehen, bezogen auf die jährliche Zahl der Eheschließungen, durch Scheidung, und nichteheliche Partnerschaften sind noch trennungsanfälliger“ (Evangelischer Erwachsenen Katechismus: glauben – erkennen – leben (EEK), Gütersloh 1975⁶, S. 297).

lie⁵⁸. Sie haben akuten Nachholbedarf in jeder Hinsicht. Es sind vor allem unsere Gruppen mit ihrer intensiven Binnenkommunikation, die hier Großes leisten.

In einer Zeit, in der gesamtgesellschaftlich beim Stichwort Generationen auf Grund der statistischen Problemlage eher beklemmende Gefühle wach werden, die sich in Begriffen wie Generationenkampf, Generationenfalle u.ä. niederschlagen, reden wir in der christlichen Gemeinde – biblisch fundiert – vor allem von der Generationen-Chance. Wir verstehen es als Gnade, wenn unterschiedliche Altersgruppen mit ihren jeweiligen Prägungen und Erfahrungen beieinander sind. Diese Ausgangslage begreifen wir nicht als lastende Bürde, sondern als Möglichkeit, die Gott uns eröffnet und die es in seinem Sinne zu nutzen gilt. Jede Altersgruppe birgt ein hohes Potential an Schätzen, die zum Segen für andere gehoben und vermittelt werden müssen. Jede Generation ist so reich, dass sie anderen etwas geben kann. Und zugleich ist jede Generation so arm, dass sie auf die anderen Generationen angewiesen ist.

Aus diesem Grund verfolge ich das Entwickeln von Jugendkirchen und ähnlichen generationsbeschränkten Gemeinden sehr skeptisch. Diese wirken auf die betreffenden Altersgruppen äußerst attraktiv. Leider entfallen dabei die belebenden Elemente der Reibungsflächen zu anderen Altersgruppen. Auch fehlt der osmotische Austausch mit dem, was diese zu bieten haben. Man ist sich selbst genug und wird langfristig dabei verarmen.

Auch die erfreuliche Zunahme von Veranstaltungen, die sich an Ziel- und Altersgruppen richten, kann zu einer Entfremdung der Generationen voneinander führen. Junge und Alte, Mütter mit kleinen Kindern, Teenies, Väter und Großmütter – für alle gibt es die entsprechenden Kreise. So entsteht eine Art Angebotsgemeinde, die den unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen durch Gruppenbildung entspricht. Das hat zweifellos sein Gutes und entspricht elementaren missionarischen Erfordernissen. Dabei lauert jedoch die Gefahr, dass die Gemeinde gleichsam in Einzelteile zersplittert und sich die Altersgruppen aus den Augen verlieren⁵⁹. Denn die Hoffnung, alle würden sich am Sonntag im Gottesdienst bzw. in der Gemeinschaftsstunde einfinden, zerbricht mehr oder weniger an den Realitäten. Ergiebige Begegnungen zwischen den Generationen sind sonntags nur selten zu erwarten. Aus diesem Grund muss das Ziel der Verantwortlichen sein, möglichst große Schnittmengen zwischen den Generationen zu bilden und so viel gemeinsames Erleben zu ermöglichen, wie es irgend geht.

Der Verbund der Generationen wird – so das NT – für die christliche Gemeinde als selbstverständlich vorausgesetzt. Marianne Gruhler hat recht, wenn sie das auf den Punkt bringt: „Wir brauchen die Unbefangenheit der Kinder, die Dynamik und den Ideenreichtum der jungen Generation genauso

⁵⁸ Im Jahr „2003 wurden 214.000 Ehen geschieden, 4,8 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Von den Scheidungen in Mitleidenschaft gezogen sind 170.260 minderjährige Kinder, ein Anstieg um 6,3 Prozent gegenüber 2002“ (Welt am Sonntag, Oktober 2004).

⁵⁹ Es stellt sich sofort und zu Recht die besorgte Frage ein: „Wo aber bleibt die Einheit des Leibes Christi? Sie ist jetzt schon dort Fiktion, wo nur Minoritäten der Bevölkerung, ja selbst der Kirchenmitglieder im Gottesdienst etwas erkennen können, was für sie Bedeutung hat. Schon jetzt ist der Gottesdienst vielerorts eine Zielgruppenveranstaltung für ein bestimmtes kulturelles Milieu. Einheit des Leibes Christi kann darum nicht der Ausgangspunkt sein, wohl aber ein Ziel, das nicht aus den Augen verloren werden darf“ (Michael Herbst, Gottesdienste für „unkirchliche Zeitgenossen“, in: Musik und Kirche, Kassel, Januar/Februar 2005, S. 26).

wie die Lebenserfahrung der Älteren“⁶⁰. Dieses segensreiche, belebende Wechselspiel darf keinesfalls auf dem Altar von Gruppen geopfert werden, die isoliert ihr eigenes Refugium pflegen und an sich selbst genug haben.

Deshalb folgen einige praktische Anregungen, die das Miteinander der Generationen vor Ort und in der Region befruchten sollen. Hierbei geht es weniger um detaillierte Maßnahmen, sondern um grundsätzliche Gesichtspunkte, die dann in die kleinen Münzen einer örtlichen Gemeinschaft übersetzt werden können⁶¹.

2.5.1. Erlebnisräume bilden

Die christliche Gemeinde prägt alle, die sich zu ihr halten. Wodurch tut sie das? Allein dadurch, dass sie da ist und lebendig ist, denn damit ermöglicht sie gemeinsames Erleben. Was wir als „Veranstaltungen“ bezeichnen, steckt dafür den Rahmen ab. Entscheidend ist, wie die Fläche dieses Feldes mit Leben gefüllt wird. Veranstaltungen, gleich welcher Art, sollen – neutestamentlich gesprochen - „koinoonia“ („Gemeinschaft“) ermöglichen. Christen unterschiedlicher Generationen begegnen einander. Sie erleben Gemeinschaft mit Jesus Christus, aber auch Gemeinschaft untereinander. Beides bedingt sich wechselseitig. Damit werden Erlebnisinhalte geschaffen, die geistlich formen.

Der Erlebnisraum „Gemeinde“ hat prägende Wirkung. Indem wir ihn bewusst „bilden“, „bildet“ er automatisch alle, die sich in ihm einfinden und an der Gemeinschaft partizipieren. Indem wir als Christen einander begegnen, „dienen wir einander“ (1Petr 4,10) mit unseren unterschiedlichen Gaben. Wir geben nicht nur an unserem Glauben Anteil, sondern auch an unserem Leben (1Thess 2,8). In der Begegnung kommt jeder einzelne vor, bringt sich mit und bringt sich ein.

So hat es sich in zahlreichen Kirchengemeinden und Gemeinschaften eingebürgert, dass im Anschluss an den Gottesdienst eine Art „Kirchenkaffee“ stattfindet. An manchen Sonntagen wird ein gemeinsames Mittagessen angeboten. Solche Angebote wirken in einer Zeit, in der sich Einsamsein zum Massenphänomen auswächst, wie ein Golfstrom aufmerksamer Liebe.

Der angestrebte Begegnungscharakter unserer Veranstaltungen legt es vor allem nahe, sich auf das Priestertum aller Glaubenden zu besinnen⁶² und die Gottesdienste bzw. Gemeinschaftsstunden derart zu gestalten, dass sie vielen die Freude der Mitarbeit ermöglichen (1Kor 14,26). Veranstaltungen, die mit einer einzigen Person stehen und fallen, sollten der Vergangenheit angehören. „Die Erbauung der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde ist nicht allein Aufgabe des Leiters der Versammlung..., sondern die Aufgabe aller, die sich versammelt haben. Ohne eine höchst kommunikative Form von

⁶⁰ Marianne Gruhler, Die Generationen-Chance, Perspektiven für Gemeinschaften, in denen alle Generationen Platz finden, Arbeitspapier zum Kongress Perspektiven, Ahlen 2004, S. 87. Dort findet sich auch ein umfangreicher Ideenpool an praktischen Impulsen für das Miteinander der verschiedenen Generationen (S. 90).

⁶¹ Praktische Schritte für das Miteinander regt Thorsten Riewesell an: 30 Projekte für das Miteinander, in: Auftrag und Weg, Kassel 2/ 2004, S. 13f

⁶² Siehe dazu Ch. Morgner, Leitung, S. 540-550

Gottesdienst ist ein solches Ziel natürlich nicht zu erreichen. Aber Paulus will ja gerade, dass im Gottesdienst ein Höchstmaß an sinnvoller, aufbauender Kommunikation geschieht⁶³.

2.5.1.1. Orte des Feierns

Im Zentrum der neutestamentlichen Gemeinde stehen die „großen Taten Gottes“ (Apg 2,11). Diese werden in aller Form proklamiert. Sie bilden die Mitte der Verkündigung, ob frontal oder im Gespräch. An sie wird auch im Singen und Musizieren erinnert. Die mehr oder weniger ausgeprägte künstlerische Ausgestaltung unserer Räume malt sie vor Augen. Vor allem der Rhythmus des Kirchenjahres ist es, der wach hält, was uns im Glauben trägt⁶⁴. Was Gott für uns getan hat, wird auf vielfältige Weise gefeiert. Deshalb gehören Feste zum Standardprogramm einer vitalen Gemeinde.

Feste kann man nur gemeinsam würdig begehen. Das war bereits im alten Israel so. Deshalb liegt in ihnen ein gemeinschaftsstiftender und –fördernder Akzent. Feste bilden Knotenpunkte im Lauf des Üblichen. Wie Gipfel ragen sie aus der Landschaft des Normalen heraus. Manche davon sind glaubenden Menschen zu Segensstationen auf ihrem Lebensweg geworden.

2.5.1.2. Orte des Erzählens

Es gibt im biblischen Zeugnis eine bemerkenswerte narrative Tradition. Hierbei handelt es sich nicht primär um eine Stilfrage, sondern es gehört zum Wesen dessen, was Gott in der Geschichte tut, dass man davon anderen erzählt. Die Älteren sagen es den Jüngeren weiter. So pflanzt sich das Glaubensgut von Generation zu Generation fort.

Im Erzählen geht es um mehr als nur um Wissensvermittlung: Das Erzählte formt einen Orientierungsrahmen: So handelt Gott. So geht er mit Menschen um. So stellt er sich unser Leben vor. Im Erzählen übertragen sich diese Maßstäbe auf die Hörer. Erzählen bildet. Hören bildet.

Weil das Erzählen grundlegend zu unserem Glauben gehört, will es einerseits gelernt werden, auch im Fach Homiletik an unseren Ausbildungsstätten sowie in der Fortbildung unserer Prediger. Viele Predigten sind heute leider eher vortragsorientiert angelegt. Zum anderen ist parallel dazu notwendig, in unserer durch visuelle Medien bestimmten Gesellschaft zum Hören zu erziehen. Hören muss gelernt werden.

Dem Erzählen kommt auch deshalb heute eine vermehrte Bedeutung zu, weil die meisten unserer kleinen und großen Zeitgenossen biblische Geschichten als böhmische Dörfer empfinden. Durch das Erzählen erschließt sich der Elementarbereich des Glaubens. Folgerichtig spricht Paulus davon, dass der Glaube „aus dem Gehörten“ (so wörtlich) kommt (Röm 10,10).

⁶³ G. Lohfink, aaO, S. 120

⁶⁴ Nebenbei sei vermerkt, dass uns das Kirchenjahr davor bewahrt, religiös verwechselbar zu werden. Diese Gefahr lauert in der modernen Lobpreiskultur. Mit seinen unterschiedlichen Stationen „malt“ das Kirchenjahr „vor Augen“ (Gal 3,1), was Jesus für uns getan hat.

2.5.1.3. Orte der Zeugenschaft

„Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). In der Gemeinde hören wir deshalb nicht nur auf das, was uns die Bibel sagt, sondern wir werden einander zu Zeugen dessen, was wir mit unserem Herrn im Glauben erleben.

Dabei habe ich zunächst die reiche Geschichte der Kirche vor Augen. Es lohnt sich, in ihre Jahrhunderte einzutauchen und sich an dem zu freuen, was Menschen erfahren haben und was Gott durch sie bewirkt hat. Es bereichert uns, wenn wir uns die bekannten und die weniger im Rampenlicht stehenden Zeugen gelegentlich vergegenwärtigen⁶⁵: Augustinus, Franz von Assisi, Philipp Melanchthon, Philipp Jakob Spener, Dietrich Bonhoeffer bis hin zu Johannes und Wilhelm Busch, Arno Pagel, Paul Deitenbeck und Kurt Heimbucher. Sie sind uns bis zum heutigen Tag Zeugen des lebendigen Gottes. An ihnen lesen wir ab, was Gott mit schwachen, unzulänglichen Menschen tun kann, die sich ihm zur Verfügung stellen.

Diese Zeugenschaft bekommt aktuellen Charakter, wenn wir heute anderen an dem Anteil geben, was uns gegenwärtig im Glauben bewegt. Wir werden einander zu mutmachenden, inspirierenden „Vorbildern“ (1Tim 4,12). So bildet sich eine Kultur der Dankbarkeit für die „Wolke von Zeugen“ (Hebr 12,1) und der Christen neben uns,

- zugleich aber auch eine Kultur des Versöhnens, denn wir werden aneinander schuldig und bitten um Vergebung,
- eine Kultur des Klagens angesichts schwerer und unverständlicher Wegführungen Gottes,
- eine Kultur des Vertrauens durch wechselseitige Fürbitte,
- eine Kultur der Pflichten, die wir füreinander übernehmen,
- insgesamt eine Kultur des gegenseitigen Ehrens und Wertschätzens (Röm 12,10; 1Petr 2,17).

2.5.1.4. Fazit

Eine Gemeinde, die zahlreiche Möglichkeiten zum Begegnen eröffnet, wird auf diese Weise zum Lern- und Bildungsort für Leben und Glauben. Deshalb ist den Verantwortlichen aufgetragen, durch vielfältige Angebote, solches Erleben zu ermöglichen. Es ist nicht damit getan, Veranstaltungen anzubereiten und ein übliches Ambiente zu bieten. Wie kann der Begegnungscharakter in unseren Veranstaltungen verbessert werden? Wie kann man miteinander intensiver ins Gespräch kommen? Der Wert jeder Veranstaltung muss sich daran messen lassen, inwieweit sie Begegnung ermöglicht.

⁶⁵ Ernst Modersohn hatte den kühnen Vorschlag unterbreitet, einmal pro Monat die Gemeinschaftsstunde in einen Vortrag über Kirchengeschichte umzufunktionieren. Dieses Anliegen sollten wir bedenken und aufgreifen. Das könnte in unseren Reihen das Bewusstsein stärken, zur weltweiten Christenheit zu gehören und zugleich zu einer Bewegung, die Gott bereits länger als ein Jahrhundert gebraucht, um sein Reich zu bauen. Hier begegnen uns Zeugen des Glaubens.

2.5.2. Gemeinsam lernen

Christliche Gemeinde erweist sich stets auch als eine Bildungsgemeinschaft. In ihr werden Persönlichkeiten geformt, hier wird Orientierungswissen vermittelt. In ihr sind wir als gemeinsam Lernende unterwegs.

Vielerorts wird diesbezüglich der Ball „flach“ gehalten. Doch was sich im Fußball meist als günstig erweist, ist für Gemeinden und einzelne Christen höchst abträglich. Ich sehe manche unserer Jugendkreise, Gottesdienste und Gemeinschaftsstunden in der Gefahr der „Verflachung“, der Horizontalisierung. Man gräbt nicht tief in den Schätzen der Christenheit, sondern begnügt sich mit der Oberfläche. Man hat am Heute genug, was Liedgut, liturgische Formen und Gehalt der Verkündigung betrifft. Was würde wohl eine „fromme“ PISA-Studie in unserem Raum ergeben?

„Aus dem Gottesdienst ist vielerorts eine lockere Show geworden“, konstatieren Esther Reutimann und Stefan Felber⁶⁶ im Blick auf freikirchliche Gemeinden in der Schweiz. Die „so genannte missionarische Orientierung“ hat „dem biblischen Schwarzbrot den Teig weggenommen“⁶⁷. Die Veranstaltungen werden ausschließlich an denen ausgerichtet, die nicht da sind, sondern die erst noch gewonnen werden sollen. Sie gehen folglich über die Menschen hinweg, die sich zum Gottesdienst eingefunden haben.

Aber wir brauchen quer durch alle Generationen „Schwarzbrot“: gediegene Lehre und fundierte Theologie, um die inhaltliche Substanz zu pflegen, die der christlichen Gemeinde anvertraut ist. Diese ist, recht verstanden, höchst lebendig und interessant, dazu vor allem glaubenswichtig. Sie ist für die Verkündigung das, was das Skelett für den Körper ist. Sie ist unsichtbar, aber unverzichtbar. Sie gibt Halt. Alles andere ist damit verbunden.

Aber wenn man beim Körper das Skelett sieht oder auch nur Teile davon, ist es bös bestellt. So auch bei unserer Predigt. Spürt man ihr die Lehre ab, wird gleich abgewinkt und weggehört: „Der will uns belehren“. Die Predigt wirkt dogmatisch, verkopft und bloß theoretisch. Aber wir sind als Verkündiger keine Oberlehrer, sondern Freudenboten. Wir haben die herrliche und große Aufgabe, „heilsame“ Lehre (Ti 2,1) lebensnah und praktisch handhabbar auszurichten. Was passiert, wenn das nicht geschieht?

- Ein Defizit an Lehre lässt die Verkündigung ungeprüft und ohne Korrektur. Mit dem Mangel an Theologie verknüpft sich automatisch der Mangel an Tradition. Es reißt die Verbindung zur Glaubensgeschichte ab. Damit geht ihr Korrektiv verloren. Die Gemeinde bzw. Gruppen in ihr werden anfällig für Irrlehren aller Art.
- Ohne „heilsame“ Lehre wird die Gemeinde sprachlos gegenüber den Fragen, die von außen gestellt werden. Sie verliert den Zugang zur Realität und zu den Menschen. Damit wird sie langfristig missionarisch impotent. Sie hat den Zeitgenossen nichts zu sagen.
- Wo Lehre zu kurz kommt, wird dieser Mangel mit dem Verlust vieler Jugendlicher und nachdenklicher, suchender Menschen bezahlt. Die stellen

⁶⁶ So sehen wir es, Chrischona-Magazin 1/04, S. 47

⁶⁷ Ebd.

Fragen und begnügen sich nicht mit traditionellen Antworten. Wo wir nicht in der Lage sind, biblisch-theologisch zu argumentieren, legt das die Vermutung nahe, christlicher Glaube sei für die Gegenwart irrelevant. So wird man an fragenden, suchenden Menschen schuldig.

Jede Enthaltensamkeit in punkto Theologie ist lebensgefährlich. Bitte machen wir Mut zu heilsamer Theologie und gehen wir dabei selber mit bestem Beispiel voran. Begnügen wir uns nicht mit seichter, unreflektierter Praxis. Damit bleiben wir den uns anvertrauten Menschen das Lebensbrot schuldig. Deshalb lasst uns nicht im Gelernten stehen bleiben, sondern uns immer wieder nach neuen Ufern ausstrecken. Hier liegt eine große Bedeutung unserer RGAV und der Gemeinschaftsverbände einschließlich der Zusatzangebote in CTL und im Predigerkolleg⁶⁸.

Mitarbeiterschulungen binden die Generationen zusammen, denn beim Lernen spielt das Alter bekanntlich kaum eine Rolle. War es in früheren Zeiten selbstverständlich, dass die Jüngeren von den Älteren gelernt haben, so kehrt sich heute vieles um: An manchen Stellen sind die Jüngeren der älteren Generation voraus. Wenn die Großeltern Mühe haben, die Gebrauchsanweisung für den DVD-Player zu verstehen, fragen sie gewöhnlich ihre Enkel.

Es bieten sich Seminare für Mitarbeitende an, die speziell dann, wenn es um Lehrfragen geht, generationenübergreifend stattfinden können. Die Reize solcher Veranstaltungen liegen vor allem darin, dass sich dabei die Einsichten der unterschiedlichen Altersgruppen belebend und fruchtbar auf das Ganze auswirken.

Auch Lehrpredigten, die hoch interessant sein können, sollten gelegentlich im Jahresprogramm angeboten werden, um der gesamten Gemeinde immer wieder neu die Essentials der christlichen Botschaft und ihre Bedeutung für Hier und Heute einzuschärfen, so u.a.:

- die *particula exclusiva* der Reformation⁶⁹
- das Apostolische Glaubensbekenntnis
- das Vaterunser
- die Barmer Theologische Erklärung

Auch hier lernen die Generationen gemeinsam und kommen miteinander ins Gespräch.

2.5.3. Gemeinsam auswendig lernen

Das Auswendiglernen von Bibel- und Liedertexten gehörte bis vor wenigen Jahrzehnten zu den selbstverständlichen Gepflogenheiten in der Schule und in der christlichen Gemeinde. Es war in Konfirmandenunterricht, Kinder- wie Jungschargruppen selbstverständlicher Bestandteil der Arbeit. Das Repertoire, das viele unserer mittlerweile älteren Schwestern und Brüder hier erworben haben, ist beachtlich und verdient Respekt. Unüberschaubar vielfältig

⁶⁸ Im Pfarrerinnen- und Pfarrer-Gebetsbund ist es üblich gewesen, pro Monat ein theologisches Buch bzw. einen gediegenen Aufsatz zur Lektüre zu empfehlen. Vielleicht können wir das für den Kreis unserer Hauptamtlichen anregen!

⁶⁹ Siehe oben

fallen die Zeugnisse darüber aus, wie dieses Wissen als „eiserne Ration“ gerade in Krisenzeiten bergende und vergewissernde Kräfte entfaltete. Was wäre man gewesen ohne die Lieder von Martin Luther, Paul Gerhardt und Dichtern aus der pietistischen Tradition!

Deshalb sollten wir anstreben, möglichst viele Lieder auswendig zu lernen. Ich empfinde es als ein erhebliches Manko, wenn selbst im Kreis von Verantwortlichen beim Singen einigermaßen bekannter Lieder der Gesang von Vers zu Vers dünner wird.

Es sollte angestrebt werden, in jedem Gottesdienst bzw. in jeder Gemeinschaftsstunde einen Psalm zu lesen oder - noch besser – gemeinsam, eventuell im Wechsel, miteinander zu sprechen, und das möglichst auswendig.

Mir ist das Auswendiglernen in unseren Tagen aus mehreren Gründen wichtig:

- Es verknüpft uns mit der christlichen Tradition. Wir lernen „by heart“ und internalisieren auf diese Weise dringend notwendige geistliche Vitamine und Nährstoffe.
- Es hilft uns die christliche Botschaft besser zu verstehen, und das vor allem dann, wenn in der Gemeinde über das zu Lernende geredet wird. „Verstehst du auch, was du liest?“ (Apg 8,30).
- Auswendiglernen bindet die Generationen zusammen: Der Enkel spricht den 23. Psalm in der Gemeinde mit seinem Großvater. Gemeinsam lernt man ein „Lied des Monats“ auswendig.

Auswendiglernen geschieht durch Wiederholung. Wo jedoch pausenlos Neues aus dem Hut gezaubert wird und auf Christen einstürmt, bleibt kein Raum für das Memorieren. Um das Auswendiglernen zu fördern, halte ich es für geboten, sich von der bloßen Folien- und Beamerkultur zu verabschieden, die sich an manchen Orten durchgesetzt hat, damit jeder Christ sein eigenes Liederbuch zu schätzen lernt. Sicherlich können und wollen wir auf Folien und Beamer nicht verzichten. Sie eignen sich besonders für musikalische Eintagsfliegen. Geht es jedoch um Lieder mit höherer Halbwertszeit, rät sich das Benutzen eines Liederbuches, in das man auch seine persönlichen Notizen eintragen kann.

Ein Liederbuch will zum Lebensbuch werden, ähnlich wie die Bibel. In ihm finden sich die Schätze der Christenheit, gesammelt in unglaublich vielfältigen Erfahrungen aller Art. Was beispielsweise Paul Gerhardt mitten im Dreißigjährigen Krieg verfasst hat, lässt auch heute in verzweifelten Situationen biblisch klar und sprachlich verständlich durchklingen, was wirklich Hoffnung geben kann. Das hat sich vor einigen Wochen angesichts der apokalyptischen Flutwelle in Südostasien wieder erwiesen. Nicht nur in der Bibel, sondern auch in unseren Liedern finden wir Worte, wenn es uns die Sprache verschlägt. Dafür bietet sich das Gemeinschaftsliederbuch „Jesus, unsere Freude“ besonders an.

Lasst uns darüber hinaus den geistlichen Selbstverarmungsprozessen unter uns wehren, die infolge eines einseitigen Liedguts unweigerlich eintreten. Wer lediglich in den modernen Lobpreisliedern zu Hause ist, wird in den finsternen Augenblicken seines Lebens kärglicher dastehen als ihm lieb ist. Aber anders herum muss auch gesagt werden: Wer lediglich alte Lieder singt, be-

trägt sich ebenfalls um Schätze der Christenheit, denn das Lob Gottes will in jeder Epoche neue Töne anschlagen.

2.5.4. Gremien verzahnen

Unsere Leitungsgremien vor Ort sollten in etwa die Generationen widerspiegeln, die sie zu repräsentieren haben. In sie gehören – bis auf die Kinder - alle Altersgruppen hinein. Damit wird verhindert, dass sich die eine Generation über die Belange der anderen hinwegsetzt bzw. diese nicht wahrnimmt. Jede Generation sollte sich vertreten wissen. Das lässt sich wahrscheinlich nur begrenzt über Paragraphen und andere Ordnungen regeln, sollte aber angestrebt werden.

In anbetracht der zunehmenden Zahl der sogenannten „jungen Alten“ muss wahrscheinlich manche Regelung korrigiert werden, die für Personen in Führungsgremien starre Altersgrenzen nach oben vorsieht.

Was hier für Gremien gilt, bezieht sich auch auf Arbeitsgruppen, die z.B. Veranstaltungen vorbereiten. In diesen sollten ebenfalls Vertreter aller Generationen einbezogen sein.

Der Gnadauer Vorstand hat auf seiner jüngsten Klausurtagung angedacht, künftig zehn Delegierte aus den Gnadauer Jugendarbeiten in die Gnadauer Mitgliederversammlung aufzunehmen. Die daraus erwachsenen Fragen bedürfen in der Mitgliederversammlung einer gründlichen Prüfung. Aber die Sache selbst dürfte unstrittig sein, zumal in der früheren DDR der Gnadauer Jugenddienst maßgeblich in diesem Leitungsgremium vertreten war. Hier haben wir, mehr als zehn Jahre nach der Wiedervereinigung, noch Nachholbedarf.

2.5.5. Kinder bzw. Jugend-Sonntag gestalten

Dieser könnte – angeregt durch den Altpietistischen Gemeinschaftsverband und auch als Folge des „Zahnrad“-Prozesses - flächendeckend und zu einem vielleicht einheitlichen Termin in den Verbänden stattfinden. Dafür werden von den Arbeitskreisen Kinder und Pädagogik Gestaltungsvorlagen erstellt⁷⁰. Dieser Sonntag zielt bewusst auf das Miteinander der Generationen ab, auch in gestalterischer Hinsicht. Unsere Kinder, die sonst eher am Rand mitlaufen, stehen diesmal im Mittelpunkt. Dabei soll auch der Fürbitte und dem Opfer ein wichtiger Platz eingeräumt werden.

Die Kollekte dieses Sonntags kommt der Kinder- und Jugendarbeit der betreffenden Verbände zugute.

In Schleswig-Holstein hat man im gesamten Verband an einem bestimmten Sonntag die Losung ausgegeben: EC-ler auf die Kanzel! Diese Aktion hat eine erfreuliche Resonanz ausgelöst. Dieses könnte in anderen Bereichen unseres Gesamtverbandes – und darüber hinaus - Schule machen!

⁷⁰ Diese werden von der Gnadauer Zentrale als Newsletter im Internet angeboten.

2.5.6. Jugenddominanz vermeiden

Wie die jüngere Generation mit der älteren umgeht, wird im biblischen Zeugnis als Gradmesser des Gottesverhältnisses und zugleich als Basis für das eigene Bestehen und Wohlergehen (siehe u.a. 2Mo 20,12) betrachtet.

In unseren Gemeinschaften vermisse ich manchmal den Respekt vor der älteren Generation. Mancherorts ist geradezu eine Art Jugendwahn ausgebrochen. Aus zahlreichen Gesprächen weiß ich, dass viele unserer älteren Geschwister still vor sich hin leiden. Sie sind innerlich verwundet. Sie fühlen sich nur noch als Spender und Beter akzeptiert, aber die Post in der Gemeinschaft geht ohne sie ab. Programme und Konzepte werden erstellt, ohne auf die Belange der Älteren Rücksicht zu nehmen, was sich u.a. in der Auswahl des Liedgutes und im Stil der Veranstaltungen äußert.

Wir haben als Verantwortliche ein Auge darauf zu haben, dass unsere alten Schwestern und Brüder nicht zu Fremden in den eigenen Räumen werden.

Es sei hier nur am Rande vermerkt, dass es auch das Entgegengesetzte gibt: Ältere Brüder und Schwestern setzen sich mit ihren Positionen absolut und lassen den Jüngeren kaum Raum zur Entfaltung.

2.5.7. Räumliche Variabilität ermöglichen

Wenn einer Gemeinde an Familien gelegen ist, dann sollte sie dem praktisch Rechnung tragen, so gut das auch in baulicher Hinsicht möglich ist. Die Zeit ist offensichtlich vorüber, in der lediglich ein Elternteil zur Gemeinschaft kam, während der andere zu Hause die Kinder hütete. Heute kommt die gesamte Familie. Und eine Gemeinschaft tut gut daran, die entsprechenden Angebote für einige Altersgruppen parat zu haben.

Wohl der Gemeinschaft, die in der Raumauswahl variabel gestalten und viele Möglichkeiten anbieten kann!

Mittlerweile haben sich selbst manche Hüter ehrwürdiger Kirchen dazu entschlossen, im hinteren Bereich eine separate, meist durch eine Glaswand abgetrennte Zone für Eltern mit ihren Kleinkindern anzubieten. So kann der Gottesdienst verfolgt werden, ohne dabei zu stören.

Wo altersgemäße Angebote für Kinder vorliegen, kommen diese gewöhnlich gerne in den Gottesdienst und freuen sich auf das, was es dort zu erleben gibt. Etwas Schöneres lässt sich kaum denken! Damit wird bei den Kindern der Boden für positive Entwicklungen des Glaubenslebens bereitet. Die religiöse Erziehung im Elternhaus und die entsprechende Prägungen in der Gemeinde gehen Hand in Hand und ergänzen sich vortrefflich.

2.5.8. Sprache überdenken

Oft verrät uns unsere Sprache (Mit 26,73). Sie lässt durchschimmern, dass es allen offiziellen Beteuerungen zum Trotz um die Hochachtung der älteren Generation bei uns durchaus nicht immer so bestellt ist, wie es das biblische Zeugnis vorgibt. „Da kommen doch nur alte Leute“, wird manchmal über Got-

tesdienste und Gemeinschaftsstunden geurteilt. Hierbei handelt es sich nicht nur um eine Altersangabe, sondern damit verbindet sich auch um eine Abwertung der Veranstaltung und ihrer Menschen: Hier haben wir es mit Auslaufmodellen zu tun. Ein leise abfälliger Unterton klingt unüberhörbar mit.

Sicherlich wünschen wir es uns und arbeiten darauf zu, dass sich möglichst alle Generationen bei uns finden. Aber das lässt sich nicht erzwingen. Seit den Anfängen wird der Gemeinschaftsbewegung vorgehalten: „Zu euch kommen ja nur alte Leute!“ Aber sie kommen heute noch. Gott sei Dank! Wir brauchen sie, und sie gehören dazu.

Auch ältere Menschen haben das Recht, das Evangelium zu hören und im Kreis ihrer Altersgenossen zusammen zu sein! Sie zu ehren, kann auch bedeuten, ihnen im wahren Sinn des Wortes „entgegentreten“ und nicht von ihnen zu erwarten, doch bitte in den nächsten Ort zu fahren, um dort an einer christlichen Veranstaltung teilzunehmen. Der kleine Kreis älterer Menschen bedarf unserer besonderen Wertschätzung und Pflege.

Ich weiß, dass ich hier in ein Wesennest steche. Ökonomische Gesichtspunkte und solche der Arbeitseffektivität stehen dem entgegen. Es wird hier keine Patentlösungen geben. Aber wir sollten das Problem nicht unterschätzen.

2.5.9. Ethische Herausforderung annehmen

Die gesellschaftliche Problemlage hinsichtlich der künftigen Schichtung von Generationen⁷¹ wird mehr und mehr dahin führen, dass es zu Prozessen der Aufwiegelung der jungen und mittleren Generation gegenüber alten, gesundheitlich beeinträchtigten und damit kostenintensiven Menschen kommen wird. „Schon sprechen einige Ökonomen offen davon, dass sie (die hier anstehenden finanziellen Probleme; Ch.M.) nicht zu lösen seien, ohne dass die durchschnittliche Lebenserwartung um viele Jahre sinkt... Das einzige Mittel, um die Lebenserwartung zu senken, sehen sie in der Vorenthaltung medizinischer Leistungen für bestimmte Gruppen von Menschen, für die nicht mehr erwerbstätigen, vor allem die chronisch kranken und pflegebedürftigen Menschen“⁷².

Vor diesem Hintergrund erweist sich die Aufweichung des Lebensschutzes, die mit dem § 218 einhergegangen ist, als Türöffner für ähnliche Maßnahmen, die nun nicht mehr mit dem Beginn des Lebens verknüpft sind, sondern mit dessen Ende. Denn wenn es aus sozialen Gründen als nicht zumutbar erachtet werden kann, ein gezeugtes Kind auszutragen, wird man die Kategorie der Unzumutbarkeit langfristig nicht verweigern können, wenn es um den Abschluss eines Lebens geht. „*Argumentationen, die am Anfang des Lebens als richtig – die Tötung rechtfertigend – anerkannt werden, können,*

⁷¹ Dazu H. Burkhardt: „Die seit Jahrzehnten sich anbahnende Umkehrung der Alterspyramide, d.h. das ständige prozentuale Anwachsen der Zahl älterer Menschen bei gleichzeitigem Rückgang der Zahl der jüngeren Menschen stellt die Frage, wie lange das gegenwärtige System der finanziellen Absicherung der Altenfürsorge noch finanzierbar ist“ (aaO, S. 188).

⁷² U. Eibach, aaO, S. 245. H. Burkhardt: „Auch bei den betroffenen alten Menschen selbst verstärkt sich der Eindruck, den Angehörigen im Besonderen und der Gesellschaft im Allgemeinen nur noch zur Last zu fallen“ (aaO, S. 135).

wenn sie in gleicher Weise auf das Ende des Lebens angewandt werden, nicht grundsätzlich falsch sein“⁷³.

Länder wie die Niederlande und Belgien haben sich längst auf diese schiefe Bahn begeben, an deren Ende es dann kein Halten mehr geben wird, wenn es darum geht, scheinbar lebensunwertes Leben zu eliminieren. „Bereits heute ist unübersehbar, dass die Medizin wieder in den Dienst der *Selektion* unheilbaren Lebens gestellt wird“⁷⁴.

Die biblische Botschaft verpflichtet uns dazu, die menschliche Würde von den Anfängen an bis zum letzten Atemzug eines Menschen zu achten. Der Begriff der Menschenwürde darf nicht dem Zugriff der Mediziner und erst recht nicht dem allgemeinen Nützlichkeitsdenken mit seinen merkantilen Interessen ausgeliefert sein. In diesem Sinn muss unsere Verkündigung Orientierung bieten.

Zugleich kommt es darauf an, die grundsätzliche und umfassende Wertschätzung menschlichen Lebens gegenüber ungeborenen und geborenen Kindern nicht nur zu proklamieren und einzufordern, sondern diese auch im Umgang mit Alten und Gebrechlichen erkennbar werden zu lassen. Jeder Mensch hat - von seiner Zeugung an - in jedem Stadium seines Lebens eine eigene, unverwechselbare Würde. Diese Würde ist von Gott vorgegeben und lebt deshalb nicht davon, dass sie ihm auf irgendeiner Stufe seines Lebensprozesses von einer irdischen Instanz zuerkannt wird.

⁷³ U. Eibach, aaO, S. 247 (kursiv dort)

⁷⁴ ebd, S. 246 (kursiv dort). Der Verfasser fährt fort: „Die *vorgeburtliche Diagnostik* wird zum Teil mit der Absicht durchgeführt, die Geburt kranker Kinder durch Abtreibung zu verhindern... Stellt man eine ‚*mangelnde Lebensqualität*‘ fest, so berechtigt diese Diagnose dazu, das Kind abzutreiben... Zwar steht derzeit bei der vorgeburtlichen Diagnostik die *Zumutbarkeit* für die unmittelbar mit einem behinderten Menschen verbundenen Angehörigen im Vordergrund, doch mehren sich unverkennbar die Tendenzen, *genetische* und sonstige *Testverfahren* auch dafür einzusetzen, der Gesellschaft die Belastungen durch behinderte Menschen zu ersparen, da sie ihr nicht ‚zumutbar‘ seien. Die Argumentation mit der Zumutbarkeit verschleiern nur, dass auf der Grundlage medizinischer Diagnostik eindeutige *Lebenswerturteile* gefällt werden“ (ebd, S. 246f. kursiv dort).

Anhang

Die im Anhang unter 3. und 4. folgenden Abschnitte sind in Absprache mit dem Arbeitskreis „Personalgemeinde“ erarbeitet worden, der auf Veranlassung der Gnadauer Mitgliederversammlung des Jahres 2003 konstituiert wurde.

3. Gemeinschaftsgemeinden

Seit dem Präsesbericht des Jahres 1990 haben sich drei Arbeitsformen als Leitmodelle Gnadauer Arbeit herausgeschält und durchgesetzt. Erstmals wurde auch der alternativ stellvertretende Dienst (Modell 3) als integraler Bestandteil der Gemeinschaftsbewegung gewürdigt. Er steht gleichwertig neben dem ergänzenden Dienst (Modell 1) und dem partiell stellvertretenden Dienst (Modell 2). Diese Arbeitsformen dominieren nach wie vor im Raum der Gemeinschaftsbewegung. Ihre Möglichkeiten in Richtung Evangelisation und Gemeinschaftspflege sind längst noch nicht ausgeschöpft. In beiden Arbeitsformen liegt nach wie vor ein hohes Entfaltungspotential.

Wenn diesen das Modell der Gemeinschaftsgemeinden hinzugefügt wird, darf nicht der Eindruck entstehen, als handele es sich bei diesem künftig um den einzigen Weg, auf dem sich Gemeinschaftsarbeit realisieren lässt. Eine Gemeinschafts- bzw. Personalgemeinde stellt nicht den Königsweg dar, sondern es handelt sich dabei um eine Form, die sich unter bestimmten Umständen – so beispielsweise in städtischen Verhältnissen - als hilfreich erweist.

Jede Arbeitsform muss der örtlichen Situation entsprechen. Sie eröffnet unserer Gemeinschaftsarbeit weite Felder und reiche Möglichkeiten. Es bedarf eines hohen Maßes an Verantwortung seitens der Verbandsleitungen, welche Arbeitsform für welchen Ort angemessen ist.

Im Konstituieren von Gemeinschaftsgemeinden betreten wir kein Neuland. Es hat die alternativ stellvertretende Arbeitsform bereits in den Anfängen der Gemeinschaftsbewegung gegeben: Berliner Stadtmission, Frankfurt Nord-Ost etc. Wir sind dankbar dafür dass sich diese Gemeindeform mittlerweile auch innerhalb der Landeskirchen Berlin-Brandenburg und Württemberg bewährt hat. Daneben gibt es punktuelle Gemeinschaftsgemeinden in einigen Regionen. Die Übergänge von Arbeitsform 2 zu 3 erweisen sich dabei als fließend.

Mittlerweile ist die Entwicklung weitergegangen. Der Brief an die Leitenden Geistlichen der EKD im vergangenen Jahr hat weitere Fortschritte angemahnt⁷⁵, was in einigen Landeskirchen bereits Früchte trägt.

Im Folgenden reiße ich einige Aspekte an, verweise aber daneben zugleich auf ausführlichere Darlegungen⁷⁶.

⁷⁵ Er liegt den Verantwortlichen aus den Verbänden und Werken vor.

⁷⁶ So u.a. Ch. Morgner, Leitung, S. 286ff.

3.1. Was streben wir an?

In den Gesprächen mit der EKD und den einzelnen Landeskirchen sind wir mehr denn je herausgefordert, das zu benennen, was wir unter Personalgemeinden verstehen. Dabei kommt ans Licht, dass das oft von dem unterschieden ist, was landeskirchlich darunter verstanden wird, und dass auch unter uns die Füllung dessen, was wir uns unter einer Personalgemeinde vorstellen, differenziert ausfällt. Um der weiteren Entwicklung willen brauchen wir ein hohes Maß an interner Klarheit und Geschlossenheit. Was meinen wir, wenn wir von einer Personalgemeinde reden? Welches Bild steht uns dabei vor Augen?

In einer solchen Personalgemeinde wird eine „Gemeinschaft“ organisatorisch zur „Gemeinde“. Es bildet sich eine evangelische Gemeinde, die nicht an die vorhandenen Parochien gebunden ist. Ihre Glieder rekrutieren sich aus allen Kirchengemeinden. Der Name solcher Gemeinden kann unterschiedlich sein: Personalgemeinde, Richtungsgemeinde, Profildgemeinde, Gemeinschaftsgemeinde o.a. Jede dieser Etikettierungen unterstreicht ein bestimmtes Bedeutungssegment, ohne aber das Ganze umfassend und bündig zu umreißen. Jeder Begriff oszilliert⁷⁷. Er hat seine Berechtigung, zugleich aber auch seine Grenze. Deshalb lohnt es nicht, sich an den Begrifflichkeiten aufzuhalten, sondern nach deren Füllung zu fragen.

Personalgemeinden im Raum der Gemeinschaftsbewegung verlassen - anders als Freikirchen – nicht das Dach der Kirche, sondern betrachten sich in ihrer speziellen Struktur als einen förderlichen Beitrag für die gesamte Kirche. Das hinter diesem Modell stehende Prinzip lautet: eine Kirche, aber in ihr viele und verschiedenartige Gemeinden und Gemeinschaften. Die Gemeinschaftsgemeinde bleibt sowohl eingebunden in den kirchlichen Raum, ist aber zugleich eigenständig und finanziell autark. Zugleich bleibt sie Bestandteil des jeweiligen Gemeinschaftsverbandes.

Die Gemeinschaftsgemeinden arbeiten parochieübergreifend. In ihnen wird der Full-Service angeboten, der zu einer Kirchengemeinde gehört: Gottesdienste, Sakramente, Kasualien, Unterricht etc. Von der Wiege bis zur Bahre wird man – wie in einer Kirchengemeinde - umfassend geistlich betreut. Wer dazu gehört, bleibt im Regelfall Glied seiner parochialen Kirchengemeinde, gliedert sich aber de facto aus ihr aus, weil er seine geistliche Betreuung in der Gemeinschaftsgemeinde erfährt. Diese Gemeinde weiß sich eingebunden in die kirchliche Landschaft mit ihren vielfältigen Verästelungen und Aufgabenbereichen, z.B. auf dem diakonischen Sektor.

3.2. Was streben wir nicht an?

Eine Gemeinschaftsgemeinde ist kirchenrechtlich nicht in gleicher Weise Gemeinde wie eine landeskirchliche Parochialgemeinde. Denn eine Einbindung würde bedeuten: Wir sind in Haushaltspläne, Stellenpläne und sonstige Strukturen verwoben. Die Beschlüsse von Synoden und anderen kirchlichen Gremien hätten dann für uns verpflichtenden Charakter. Wir streben also

⁷⁷ Diese Begriffe können von den einzelnen Landeskirchen durchaus unterschiedlich gefüllt sein.

nicht die Einbettung der Gemeinschaftsgemeinde in den vollen landeskirchlichen Kontext an.

Die Gemeinschaftsgemeinde steht nicht unter der Dienstaufsicht der Landeskirche, sondern der des jeweiligen Gemeinschaftsverbandes. Dieser übt das Visitationsrecht aus, tut das aber in Absprache mit den kirchlichen Leitungsorganen.

Für das Miteinander ist eine Kultur des Vertrauens unerlässlich. Diese wird nicht nur durch offizielle Begegnungen gefördert, sondern auch durch das selbstverständliche, geschwisterliche Miteinander von Kirchengemeinde(n) und Gemeinschaftsgemeinde(n) vor Ort.

3.3. Was hat sich bewährt?

Durch die Form der Personalgemeinde besteht eine umfassende Freiheit zum eigenständigen Gestalten der Arbeit an einem Ort. Die Mitglieder der Gemeinschaftsgemeinde feiern „ihren“ evangelischen Gottesdienst. Sie erleben ein umfassendes geistliches Zuhause für sich und ihre Kinder. Deshalb besteht ein hoher Grad an Identifikation. Man weiß, wohin man gehört und was man an ihr hat. Die religiöse Sozialisation ist durch Kinderarbeit, Konfirmandenunterricht und andere Angebote gewährleistet.

Der Prediger wird de facto zum Pastor und damit endgültig zum Kollegen des Pfarrers. Wenn mit einer parochialen Kirchengemeinde ein gelegentlicher Kanzeltausch vereinbart wird, stärkt das das Miteinander. Es bilden sich Brücken des Vertrauens.

In den meisten Fällen gehört der Prediger selbstverständlich zum Pfarrkonvent und bringt sich dort nach dem Maß seiner Möglichkeiten ein.

In einigen Vereinbarungen sind regelmäßige Gespräche zwischen Kirchengemeinden bzw. Kirchenbezirk und den Vertretern der Personalgemeinde vorgesehen. Diese sind unerlässlich, wenn ein Auseinanderdriften vermieden werden soll.

Als günstig erweist es sich, wenn die Fragen der wechselseitigen Übertragung von Aufgaben niederschwellig gehandhabt werden. So können Kasualien auf dem kurzen Dienstweg per Dimissoriale weitergegeben werden

3.4. Was sollte verbessert werden?

Es hat sich nicht bewährt und sollte deshalb in künftigen Regelungen vermieden werden, dass die Vereinbarungen, die zwischen Landeskirche und Gemeinschaftsverband geschlossen werden, vor Ort bzw. im Kirchenbezirk ratifiziert werden müssen. Da einige Kirchengemeinden eine Gemeinschaftsgemeinde weniger als sinnvolle Ergänzung des kirchlichen Angebotes denn als Konkurrenz betrachten, setzen sie gewöhnlich alles daran, deren Installa-

tion zu verhindern. Das hat meist unliebsame Auseinandersetzungen zur Folge, die häufig bis in die Medien hinein ausgefochten werden⁷⁸.

Wir sind jedoch der Überzeugung, dass der kirchliche „Markt“ selbst bei bewusst missionarisch arbeitenden Kirchengemeinden niemals restlos abgedeckt werden kann. Insofern belebt die Gemeinschaftsgemeinde das kirchliche Angebot. Es verbreitert und ergänzt dessen Palette. Diese Vielfalt bereichert und belebt.

Aber auch intern stehen einige Hausaufgaben an:

- Da wir im Raum der Gemeinschaftsbewegung normalerweise der Aufgabe enthoben waren, Gottesdienste zu gestalten, besteht durch diese fehlende Tradition die Gefahr der Formlosigkeit und der liturgischen Auszehrung. Der Gottesdienst kann zum frommen Happening geraten, wobei die weltweite und geschichtliche Dimension aus dem Blick gerät, in dem er steht. Deshalb sollte jeder Verband für seine Personalgemeinden die für einen Gottesdienst konstitutiven Elemente verbindlich festlegen⁷⁹. Diese sind keine Privatangelegenheit der jeweiligen Prediger und dürfen nicht lokaler Willkür anheim gegeben werden.
- In der Gemeinschaftsgemeinde besteht, obwohl das nicht kausal bedingt ist, eine erhöhte Neigung zur Predigerzentrierung. Das Laienelement, seit jeher konstitutiver Bestandteil von Gemeinschaftsarbeit, kann hierbei schnell zurückgedrängt werden, weil die Predigerrolle nolens volens dominierend wird. Damit sitzt die Gemeinschaftsbewegung den gleichen Fehlern auf, die in der Kirche gemacht worden sind und unter denen sie heute krankt.
- In einer Gemeinschaftsgemeinde muss die konfessionelle Identität klar sein und immer wieder unterstrichen und gelebt werden. Eine solche Gemeinde befindet sich nicht im evangelikalen Niemandsland, sondern ist Bestandteil der Gemeinschaftsbewegung, die innerhalb der Volkskirche ihren Platz hat⁸⁰.
- Eine Gemeinschaftsgemeinde kann unter der Hand zu einem religiösen Gesinnungsverein oder einer pietistischen Auswahlgemeinde geraten. Sie

⁷⁸ Einige Verantwortliche sind irritiert: Welchen Wert haben Vereinbarungen zwischen einer Landeskirche und dem Gemeinschaftsverband, wenn sie von den Pfarrern vor Ort ungestraft ignoriert und blockiert werden können?!

⁷⁹ Die Anglikanische Kirche bietet „neben ihren hochkirchlichen Gottesdiensten auch solche an, die liturgisch ‚abgespeckt‘ sind, die aber doch erkennen lassen, daß es sich um einen evangelischen Gottesdienst handelt. Das wird an folgenden Elementen erkennbar, die in diesen Gottesdiensten das Skelett bilden: Lieder, Bußgebet, Verkündigung, Fürbitten, Vaterunser, Segen. Daneben werden viele rhythmische, moderne und einfache Lieder gesungen, vielfach mit dem Schlagzeug und anderen Instrumenten begleitet. Oftmals finden diese Gottesdienste in angemieteten Läden statt, um die Schwellenangst vor sakralen Räumen abzubauen. Auf Grund des geänderten Wochenendverhaltens wird der Gottesdienst nicht unbedingt am Sonntag gehalten ... Diese Gottesdienste sind ausdrücklich auf ‚unkirchliche‘ Teilnehmer zugeschnitten. Die Mitarbeit mehrerer Christen im Gottesdienst ist selbstverständlich“ (Ch. Morgner, Leitung, S. 232). Im Arbeitskreis Personalgemeinde wurde vorgebracht, doch auch das Apostolische Glaubensbekenntnis – wenigstens an Festtagen – in den Gottesdienstablauf einzufügen, da dieses mehr und mehr aus dem religiösen Gedächtnis zu schwinden droht.

⁸⁰ Eine solche Pflege der Identität erweist sich bei den anderen Arbeitsformen nicht im selben Maß als dringlich, da diese mehr oder weniger vorgegeben ist. Der volksskirchliche Rahmen, in dem man sich bewegt, ist abgesteckt.

muss sich deshalb dessen bewusst sein, woher sie kommt und in welchen Rahmen sie gehört. Sonst besteht die Neigung, zu einer Art abgeschotteter Wohlfühl-Club zu entarten, in dem die Tendenz zu Merkwürdigkeiten zunimmt.

- Innerhalb eines Verbandes kann es zu Problemen kommen, die sich aus der zunehmenden Ausdifferenzierung von Gemeinschaftsarbeit ergeben, z.B. in der Frage der Versetzung von Predigern. Wird sich ein Prediger, der bisher in einer Gemeinschaftsgemeinde gearbeitet hat, in einen Bezirk mit ausschließlich ergänzendem Dienst versetzen lassen?
- Studiengänge und Fortbildung unserer Prediger müssen stärker auf dieses Modell eingestellt werden. So haben wir einen erheblichen Nachholbedarf im Blick auf die würdige Gestaltung von Kasualien. Spätestens hier zeigt sich: Indem wir Gemeinschaftsgemeinden kreieren, werden wir nicht nur Konkurrenz für andere, sondern wir finden uns zugleich in einer Konkurrenzsituation vor, in der es zu bestehen gilt.
- Der Ausbau von Gemeinschaftsgemeinden darf auf keinen Fall zu Lasten kleiner Gemeinschaften gehen, die nach wie vor die Basis unserer Gemeinschaftsbewegung bilden. Das Treffen im kleinen Kreis, das gemeinsame Lesen und Bedenken der biblischen Botschaft, das Miteinander Reden und Beten stellt nach wie vor ein hohes, pflegenswertes Gut dar, das durch keine größere Versammlung ersetzt werden kann.

4. Überlegungen zur Taufe

In der Diskussion um die Einführung von Personalgemeinden, aber auch im Kontext der Arbeitsform 2 stellt sich die Tauffrage als wichtiger und zugleich neuralgischer Punkt heraus. Dass zeigt sich bei allen Gesprächen mit kirchlichen Stellen. Das verwundert nicht, handelt es sich doch bei der Taufe um eine ökumenische Größe hohen und zugleich sensiblen Ranges.

Nachfolgend sollen einige theologische und praktische Gesichtspunkte beachtet werden, die uns helfen, Schneisen nach vorn zu schlagen und mit Problemen umzugehen, die sich uns heute vermehrt stellen.

Hier sei auf das Taufpapier verwiesen, das unser Theologischer Arbeitskreis im Jahr 2002 erstellt hat. In ihm sind die theologischen Gesichtspunkte ausgiebig behandelt worden⁸¹.

4.1. Theologische Fixpunkte

Die Taufe ist uns von Gott nicht als Problembündel gegeben worden, sondern als Geschenk und damit als Anlass zur Freude und als geistliche Chance. Der geistlich-theologische Stellenwert der Taufe kann in etwa so wie nachfolgend umrissen werden⁸²:

⁸¹ Es sei auch auf die Zeitschrift „Gemeinschaft leben“ vom Verband der Gemeinschaften in der Landeskirche in Schleswig-Holstein verwiesen, die sich in ihrer Novemberausgabe 2002 dem Thema „Taufe“ widmet.

⁸² Statement des Gnadauer Theologischen Arbeitskreises: „Die Bedeutung der Taufe für die Gemeinde Jesu Christi“, Kassel, 2001

1. Der Taufe kommt eine soteriologische und eine ekklesiologische Funktion zu.
2. Die Taufe verknüpft uns sichtbar mit Jesus Christus. Wir werden „auf den Namen..“ überschrieben. Der Getaufte wird in das Sterben und Auferstehen Jesu „eingetaucht“, d.h. „in Christus“ hineingenommen.
3. Die Taufe bindet uns damit zugleich in die christliche Gemeinde ein - und zwar nicht nur in den weltweiten „Leib Christi“ (ecclesia universalis), sondern auch in die vorfindliche Gemeinde am Ort (ecclesia particularis)⁸³. Eine Taufe, die nicht zur verbindlichen Gliedschaft vor Ort führt, ist undenkbar.
4. Die Taufe ist Zuspruch und Anspruch an den Getauften, diese Gemeinschaft nun auch zu pflegen.
5. Die Taufe will einen Prozess der Erneuerung auslösen (Röm 6,3ff). Dem dienen die vielfältigen Imperative in der apostolischen Verkündigung.
6. Die Handlung der Taufe ist von Jesus geboten und damit nicht in unser Belieben gestellt.
7. Die vollzogene Taufe „ist der Anfang eines Weges mit einem großen Ziel. Für den Täufling gilt: Nicht mehr die Sünde, sondern die Gnade hat das Herrenrecht. Eine naturhafte Verwandlung des Säuglings aber hat die Taufe nicht bewirkt! Der Täufling ist hineingestellt in die Welt von Golgatha. Ihm gilt das Angebot der Gnade. Er kann glauben“⁸⁴.

Wie gehen wir angemessen mit der Gabe der Taufe und den Problemen um, die sich aus der Praxis ergeben?

4.2. Vorhandene Stolpersteine

Einige seien nachfolgend aufgeführt:

- Es gibt unter uns ein erhebliches Defizit, was Tauftheologie und Taufverkündigung betrifft. Das Thema wird meist ausgespart. Taufpredigten sind Mangelware. Auch der Rückbezug zur Taufe fällt in der Verkündigung spärlich aus, wenn er nicht meist völlig unterbleibt⁸⁵.
- Das Taufverständnis unserer Schwestern und Brüder ist weithin baptistisch geprägt. Zwar wird von einem Großteil die Kindertaufe praktiziert, aber sie wird oft nur als ein Stiefkind betrachtet, das man pflegt, weil man eben zur Kirche gehört. Das „Eigentliche“, so meint man, liegt doch in der Taufe glaubender Erwachsener!
- Ein weiteres Problem stellt die häufig anzutreffende Taufpraxis der evangelischen Kirche dar, die dazu neigt, eine „billigen Gnade“ anzubieten und die Betroffenen in falscher Sicherheit zu wiegen, als ob mit der Taufe alles Weitere im Christsein automatisch gegeben wäre. Das Rufen zum

⁸³ Analog zur jüdischen Beschneidung

⁸⁴ Hansjörg Bräumer, Taufe, Neuhausen-Stuttgart 1987, S. 42. Siehe zum Zusammenhang von Taufe und Glauben auch Christoph Morgner, Leitung, S. 474ff

⁸⁵ Eine Kinderreferentin hat mir auf Anfrage erzählt, dass die Tatsache, dass im volkskirchlichen Raum die meisten Kinder getauft sind, in der Verkündigung keine Rolle spiele. Die Taufe wird nicht als Anknüpfungspunkt verstanden.

Glauben kann demzufolge unterbleiben. Diese unevangelische Haltung macht den Gemeinschaften ein Distanzieren leicht.

- Im Zuge dieser Entwicklungen, aber auch aus anderen Gründen, nimmt der Trend zur Kindersegnung zu. Die Motive dafür sind unterschiedlich. Aber weil das so ist, kommt es im Konfirmationsalter zu einem Taufstau, weil sich spätestens dann die Frage nach der Taufe stellt. Viele Gemeinschaften sind darauf nicht vorbereitet.
- Das Verhältnis von Taufe und Kindersegnung bleibt weithin theologisch unreflektiert, was sich u.a. darin äußert, dass die Kindersegnung mehr oder weniger selbstverständlich als Initiationsritus vollzogen wird, was sich ua im Einsetzen der Patenschaft äußert⁸⁶. Das ist sie jedoch nicht.
- In unserem Raum gilt nicht unbedingt das Faktum, dass eine im Namen des dreieinigen Gottes vollzogene Taufe eine gültige Taufe ist, ganz gleich, in welchem konfessionellen Rahmen und von wem sie vollzogen wird. Es kommt gelegentlich zu Wiedertaufen, was das Gespräch mit der Kirche belastet, aber auch die innere Stimmigkeit im Gesamtverband mindert.
- Ein Problem stellt der Zusammenhang zwischen Taufe und Kirchenmitgliedschaft dar. Damit wird in den Verbänden unterschiedlich umgegangen. Position 3 versucht einen Mittelweg zu gehen.
 1. Die Taufe wird konsequent lediglich in Verbindung mit einer kirchlichen Mitgliedschaft praktiziert.
 2. Die Taufe wird vollzogen, ohne dass damit eine Kirchenmitgliedschaft verbunden ist.
 3. Es gilt das Erste, aber es gibt Ausnahmen, die meist über die Verbandsgremien geregelt werden.
- Werden in einer Gemeinschaft Kinder getauft, so stellt sich die Frage, ob diese Kinder damit auch Gemeinschaftsmitglieder werden. Normalerweise sind unsere Mitglieder im Erwachsenenalter.

4.3. Grundsätzliche Gesichtspunkte

Bei vielen Diskussionen über die Taufe kommt an den Tag: Die Taufe ist nicht das Problem, sondern sie zeigt das Problem: Unsicherheit im eigenen Glauben, schwammige konfessionelle Identität, diffuse biblische Vorstellungen. Deshalb erweisen sich die nachfolgenden Gesichtspunkte als dringlich:

- Die Taufe muss aus der Ecke des Verschämten heraus. Wir haben es bei der Taufe nicht mit einem „heißen Eisen“ zu tun, das man tunlichst nicht anfassen sollte, sondern mit einer Gottesgabe. Deshalb brauchen wir hier ein neues Wertbewußtsein. Es wird höchste Zeit zu einer Offensive für gesunde Taufverkündigung.
- Jede christliche Taufe führt „in Christus“ ein. Damit wird nicht nur in den unsichtbaren Leib Christi hineingetauft, sondern zugleich in die irdisch

⁸⁶ Es stellt sich darüber hinaus auch die Frage nach dem Abendmahl für getaufte und ungetaufte Kinder.

fassbare Gemeinde. Ein doketisches Taufverständnis, gepaart mit post-modernem Individualismus, muss positiv überwunden werden.

- Eine Kindersegnung befindet sich auf einer völlig anderen Ebene als eine Taufe. Die Segnung ist geistlich nichts Einmaliges. Sie kann und soll oft stattfinden, auch und gerade im häuslichen Umfeld. Aber nur die Taufe verbindet sichtbar mit dem dreieinigen Gott. Nur die Taufe bindet einen Menschen - gleich welchen Alters - in die Gemeinde ein und löst einen Prozess der Erneuerung aus. Das kann durch keine Segnung ersetzt werden.

4.4. Denkbare Handlungsschritte

Königswege auf dem Feld von Taufe und Kirchenmitgliedschaft sind eher selten, geht es doch um ein heikles Thema, in dem sich theologische Vorgaben und praktisches Handeln miteinander verschränken. Evangelische Ekklesiologie und Kirchenrecht sind nicht immer deckungsgleich.

Als innerkirchliche Bewegung sind wir nicht autark, um über die Tauffrage rein intern nachzudenken. Wir sind mit unserer Kirche verzahnt, in welcher Dichte sich das auch in den Verbänden und Ortsgemeinschaften vollziehen mag. Leider argumentieren die Kirchen in der Tauffrage sehr unbeweglich, was unsere Lösungsfindung erheblich erschwert. So ausufernd liberal sich unsere Kirche weithin zeigt: In der Tauffrage wird eisern an hergebrachten Positionen festgehalten.

Weil die Tauffrage im ökumenischen Kontext besonders sensibel ist, muss vor allen örtlichen Alleingängen gewarnt werden. Hier gilt es für die Verbände, ein besonderes Augenmerk auf entsprechende Vorgänge zu legen. Hier zeigt sich, ob ein Verband wirklich geführt wird, oder ob vor Ort das Faktische zum Normativen erhoben werden kann. Es wird vonnöten sein, besonders die Hauptamtlichen auf eine verbandseinheitliche Linie festzulegen.

Der Gnadauer Gesamtverband sieht sich nicht in der Lage, seinen Verbänden gleichsam disziplinarisch die Haltung zur Taufe und das entsprechende Prozedere vorzuschreiben. Aber er kann einen Rahmen abstecken und die Verbände dringend ersuchen, sich innerhalb desselben zu bewegen. Gemeinschaftsbewegung war und ist stets auch eine Verabredungsgemeinschaft. Die folgenden Gesichtspunkte verstehen sich als ein Versuch, entsprechende Pflöcke einzuschlagen.

- Anzustreben ist eine Taufe, die automatisch eine Mitgliedschaft in der jeweiligen Landeskirche begründet. Das wäre für alle Beteiligten die sauberste Lösung. Die Erfahrung in zahlreichen Verbänden, auch in den neuen Bundesländern, besagen, dass diese Haltung des Entweder-Oder durchaus von den zu Taufenden respektiert wird, wenn sie entsprechend begründet und in der Gemeinschaft von einer grundsätzlichen Akzeptanz des Standortes „in der Kirche“ getragen wird: Wir befinden uns nicht im religiösen Niemandsland, sondern sind Bestandteil der Kirche der Reformation. Die Frage ist nur, ob diese Position auch vermittelt werden soll. Das setzt eine deutliche konfessionelle Identität voraus, die von den handelnden Personen geteilt und gelebt wird. Hier sind insbesondere unsere hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter herausgefordert.

- Dagegen entwickelt sich eine Gemeinschaft, die unbefangen tauft, ohne nach der Kirchenmitgliedschaft zu fragen, de facto zu einer Freikirche. Sie versteht sich nicht mehr als Bewegung bzw. Verein innerhalb der Kirche, sondern wird selber langfristig zur Kirche, ohne dass ihr das bewusst sein mag. Sie hat - abgesehen von der Bekenntnisfrage - nicht mehr teil an den Prozessen religiöser Sozialisation, die von der Kirche initiiert und begleitet werden, sondern muss diese eigenständig erbringen.
- Fakt ist, dass im Raum der Gemeinschaftsbewegung die Mischformen aus den beiden vorher genannten Positionen in einigen Regionen zunehmen. Meist geht es darum, dass sich eine Gemeinschaft durchaus als innerkirchlich versteht, missionarisch arbeitet und dabei Menschen gewinnt, die jedoch nicht gewillt sind, mit ihrer Taufe den Eintritt in die Evangelische Kirche zu vollziehen - aus welchen Gründen auch immer. Da die Gemeinschaften naturgemäß diese Menschen nicht an eine Freikirche verlieren möchten, ist guter Rat teuer. Kompromisse sind unumgänglich. Wie können diese aussehen? Hier liegt gegenwärtig unser größtes Problem, weil solche Kompromisse nicht nur intern, sondern auch möglichst von den Landeskirchen akzeptiert sein müssen.
 1. Im Raum der Kirche wird gelegentlich – mehr oder weniger im Unreinen – über eine gestufte Kirchenmitgliedschaft nachgedacht. In solchem Zusammenhang wäre es denkbar, die Taufe in die Gemeinschaft hinein als eine Vorhof-Taufe zu verstehen. Dahinter steht folgende Konstruktion: Die einzelne Gemeinschaft versteht sich als Bestandteil der Kirche. Insofern ist der einzelne, der sich zur Gemeinschaft hält, in den Kontext der Kirche eingebunden, ohne selber gleich Kirchenmitglied zu sein. Es entsteht hierbei eine mittelbare Mitgliedschaft in der Kirche. Diese Lösung hat den Vorteil, dass sie niederschwellig ist und die Taufe ermöglicht, ohne dass damit automatisch eine Kirchenmitgliedschaft begründet wird, wohl aber eine Mitgliedschaft in der betreffenden Gemeinde. Sie hat jedoch den Nachteil, dass dann, wenn die Zugehörigkeit zur Kirche nicht theologisch gelehrt und praktisch gelebt wird, die Taufe nicht zur Kirche hinführt, sondern sich an der Gemeinschaft genügen lässt.
 2. Eine Gemeinschaft versteht sich bewusst als innerkirchlich und tauft grundsätzlich in die Kirche hinein. Aber sie lässt einen schmalen Raum für seelsorgerlich zu begründende Ausnahmen. Hierbei wird getauft, ohne dass damit die Mitgliedschaft in der Kirche verbunden ist. Ob dem Ausnahmeersuchen stattgegeben wird, entscheiden nicht die Verantwortlichen vor Ort, sondern die des Verbandes. Damit wird dem Gewicht des Problems angemessen Rechnung getragen. Die Sachlage ist zu brisant, als dass man sie lokalen Zufälligkeiten überlassen kann. Dabei ist folgendes zu bedenken:
 3. Es gehört zum Wesen einer Ausnahmeregelung, dass ihre Modalitäten nicht von vornherein feststehen. Werden diese jedoch festgeschrieben, wird die Ausnahme einklagbar und verliert damit ihren Charakter als unverrechenbare Ausnahme.

4. Die Ausnahmeregelung sollte dann offiziell in Anspruch genommen werden und gegenüber den Kirchenleitungen vertreten werden, wenn sich kirchliche Verantwortungsträger vor Ort den Regelungen verweigern, die zwischen dem Gemeinschaftsverband und der Kirchenleitung getroffen worden sind.
5. Es steht dem Gemeinschaftsverband frei, die Namen der Getauften der jeweiligen Kirchenleitung mitzuteilen. Auf jeden Fall sollte mit offenen Karten gespielt werden.
6. Es rät sich, für die Fälle, in denen - aus welchen Gründen auch immer - getauft wird, ohne dass damit eine Kirchenmitgliedschaft verbunden ist, ein Taufregister anzulegen, das in seiner Qualität kirchlichen und juristischen Maßstäben standhält. Dieses Taufregister sollte beim jeweiligen Verband angesiedelt sein.
7. Dem Taufstau, der bei Kindersegnungen zu entstehen pflegt, begegnen wir nur durch eine Taufverkündigung, die dazu ermutigt, kleine Kinder taufen zu lassen bzw. die Kinder im Kleinkind- oder frühen Schulalter zu taufen. Eine entsprechende Unterweisung führt darauf hin. Eine Taufe kurz vor der Konfirmation erweckt hingegen oft den Eindruck, dass diese nur um der Konfirmation und der damit verbundenen Geschenke willen geschieht. Dabei motivieren mehr die religiöse Brauchtumpflege mit ihren verständlichen Zwängen als ein lebendiges geistliches Verlangen.
8. Gemeinschaften, die de facto als solche Gemeinden arbeiten, die sich nicht mehr innerkirchlich angesiedelt sehen, sollten jedoch den kirchlichen und verbandlichen Kontext berücksichtigen, daneben auch die Tatsache, dass sie durch ihren Verband dem Raum der Gemeinschaftsbewegung zugehören. Auch ist zu bedenken, welche langfristigen Folgen das für das Selbstverständnis als Gemeinschaft haben wird.
9. Beim Vollzug der Taufe muss auf die Öffentlichkeitswirkung dieser Handlung geachtet werden. Ihm hat sich das subjektive Begehren unterzuordnen. Da die Taufe Gemeindeangelegenheit ist, übernehmen die Taufenden eine hohe Verantwortung.

Ich finde es unabdingbar, bei allen Maßnahmen deren Nachhaltigkeit, d.h. die langfristigen Folgen einzukalkulieren. Gerade der Umgang mit der Taufe verführt dazu, einer frommen Kultur der Beliebigkeit Tür und Tor zu öffnen und sich ihr zu überlassen. Das wird sich auf lange Sicht rächen, weil der Individualismus nicht bei der Tauffrage halt machen, sondern auch andere Bereiche von Theologie und Gemeindegearbeit überfluten wird. Wer die Taufe privatisiert, wird auch andere Bereiche privatisieren wollen. Insofern stellt uns die Taufproblematik vor die grundsätzliche Anfrage, in welche Richtung sich Gnadau, ein einzelner Verband, aber auch eine örtliche Gemeinschaft bewegen wird. In der Tauffrage fallen mehr Würfel, als wir gegenwärtig übersehen können.

Vor allem wird es darauf ankommen, wie sich die verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, vor allem die hauptamtlichen, in der Tauffrage im Blick auf die eigene Familie verhalten. Besonders für den Bereich unserer

Jugendarbeiten muss diese Frage gestellt werden. Das Vorbild der Multiplikatoren zählt gewöhnlich mehr als alle Argumentationen.

5. Abschluss

Im Wirbel des Wandels begleitet uns im diesem Jahr die Losung aus Lk 22,32: „Jesus Christus spricht: Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre“. Dass Jesus für uns betet, lässt uns gelassen und zuversichtlich nach vorn gehen. Wir selber erleben uns immer wieder - nicht nur nach der gigantischen Flutwelle in Südostasien – als endliche Menschen. Unsere Reichweite ist begrenzt. Unser Überblick ist dürftig. Und der Boden, auf dem wir uns befinden, ist längst nicht so stabil, wie wir das meist annehmen. Es geht in uns und um uns herum brüchig zu. Mehr und mehr begreifen wir uns als Wesen, die keineswegs selbstsicher und autark existieren können, sondern die zutiefst angewiesen sind auf elementare biologische, seelische und geistige Nahrung.

Unsere Beziehung zu Gott jedoch taucht unser Leben in ein perspektivreiches Licht. Dieses Licht wirft seinen Schein auch auf die Probleme, die sich uns stellen. Wir singen es uns zu, was wir wissen: „Größer als der Helfer ist die Not ja nicht“⁸⁷. Gott denkt sich etwas dabei, wenn er uns heute dem Wirbel des Wandels aussetzt. In alle Herausforderungen, die er uns damit zumutet, wickelt er zugleich die Kräfte ein, diese auch in seinem Sinn zu bestehen. Das macht uns getrost und erwartungsvoll. Wir sind uns nicht selber überlassen. In den anstehenden Veränderungsprozessen liegen mehr Chancen als wir zunächst vermuten. Die gilt es zu entdecken.

Dabei können sich die unterschiedlichen Generationen helfen. Mehr denn je geht uns auf, wie sehr wir einander brauchen. Keines unserer Probleme wird dadurch gelöst, dass es einer Generation allein überlassen wird. Nur im gemeinsamen Bewusstsein der Verantwortung füreinander werden wir den Aufgaben gerecht, vor die Gott uns stellt.

Dann gehen wir gut miteinander um, wenn wir uns gegenseitig zu „Gehilfen der Freude“ werden (2Kor 1,24). Das wäre in unseren Tagen ein unübersehbares und mutmachendes Signal.

⁸⁷ Johann Friedrich Räder, Gemeinschaftsliederbuch „Jesus unsere Freude“ Nr. 506,2

Literaturverzeichnis

- Bockmühl, Klaus
Christliche Lebensführung, Eine Ethik der Zehn Gebote, Gießen 1993
- Bräumer, Hansjörg
Taufe, Eine biblische Betrachtung für Angefochtene, Neuhausen-Stuttgart 1987
- Burckhardt, Helmut
Ethik, Teil II: Das gute Handeln (Materialethik), Gießen 2003
- Burckhardt, Helmut u.a. (Hg.)
Das große Bibellexikon, Band 2, Wuppertal / Gießen 1988
- Claussen, Johann Hinrich
Bibelarbeit bei der EKD-Synode in Magdeburg 2004, Drucksache Nr. XX/8
- Eibach, Ulrich
Streit um Menschenwürde und Gottebenbildlichkeit – Seine Bedeutung für den Umgang mit schwerstpflegebedürftigen und sterbenden Menschen, in: theologische Beiträge 04-5, S. 245 – 261
- Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD
Älterwerden – Herausforderungen und Chancen kirchlicher Bildungsarbeit, Kirchenamt der EKD, Hannover 1995
- Evangelischer Erwachsenenkatechismus: glauben – erkennen – leben (EKK),
Gütersloh 1975⁶
- Gnilka, Joachim
Das Evangelium nach Markus, Reihe EKK: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, 2. Teilband, Zürich 1979
- Gruhler, Marianne
Die Generationen-Chance, Perspektiven für Gemeinschaften, in denen alle Generationen Platz finden, in: Arbeitsmappe zum Kongress „Perspektiven“, Ahlen 2004, S. 87-90
- Heimbucher, Kurt / Schaude, Otto
Alt und jung – wir gehören zusammen!
In Reihe: Glauben – lehren – erziehen, Schriftenreihe des Gnadauer pädagogischen Arbeitskreises, Heft 6, Dillenburg 1981
- Herbst, Michael
 - Außenorientierte Strukturen, in: akzente 3 / 2002, S. 61 – 75
 - Michael Herbst, Gottesdienste für „unkirchliche Zeitgenossen“, Die Willow Creek Community Church, in: Musik und Kirche, Kassel, Januar/Februar 2005, Nr. 1, S. 22 – 26
- Holze-Stäblein, Oda-Gebbine
Einbringungsrede zum Kundgebungsentwurf „Keiner lebt für sich allein – Vom Miteinander der Generationen“, EKD-Synode Magdeburg 2004, Drucksache III / 3
- Lange, Dieter,
Eine Bewegung bricht sich Bahn, Die deutschen Gemeinschaften im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und ihre Stellung zu Kirche, Theologie und Pfingstbewegung, Gießen/Dillenburg 1979
- Jüngel, Eberhard
Tod, Reihe: Themen der Theologie, Band 8, Stuttgart 1971
- Lohfink, Gerhard
Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?, Freiburg im Breisgau 1982

Lohse, Eduard

Theologische Ethik des Neuen Testaments, Reihe: Theologische Wissenschaft, Band 5,2; Stuttgart 1988

Michel, Karl-Heinz

Die Wehen der Endzeit, Von der Aktualität der biblischen Apokalyptik, Gießen 2004²

Morgner, Christoph

- Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche – Pietismus – Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000 (Leitung)
- Jesus verkündigen - Glauben wecken - Menschen gewinnen, Anmerkungen zu unserer evangelistischen Praxis, gnauda aktuell 8, Dillenburg 2000
- Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm, Vortrag auf der Jahrestagung der Ludwig-Hofacker-Vereinigung, am 5. Februar 2005 in Korntal (Manuskript)

Otto, Eckart

Theologische Ethik des Alten Testaments, Reihe: Theologische Wissenschaft; Band 3,2; Stuttgart 1994

Religion in Geschichte und Gegenwart RGG⁴, Tübingen 2001

Riewesell, Thorsten

30 Projekte für das Miteinander, in: Auftrag und Weg, EC-Mitarbeiterzeitschrift, Kassel 2/ 2004, S. 13 - 14

Schirmacher, Frank

Das Methusalem-Komplott, München 2004³

Schlatter, Adolf

Die Bibel verstehen, Aufsätze zur biblischen Hermeneutik, Gießen 2002

Schnackenburg, Rudolf

Der Brief an die Epheser, Reihe; Evang.-Kath. Kommentar zum neuen Testament, Band 10; Neukirchen-Vluyn 1982

Stropahl, Hartmut

Jung und alt, in: Auftrag und Weg, EC-Mitarbeiterzeitschrift, Kassel 2/ 2004, S. 9 - 10

Thielicke, Helmut

Mensch sein – Mensch werden, Entwurf einer christlichen Anthropologie, München 1976